DEUTSCHLAND IM JAHRHUNDERT FRIEDRICHS DES GROSSEN UND DES JUNGEN GOETHE

Walter Friedrich Artur Fränzel



Deutschland
im Jahrhundert Friedrichs des Großen und des jungen Goethe

von

Dr. Walter Fränzel
Lehrer an der Volkshochschule Jena
und Leiter des Ernst-Abbe-Jugendvereins



Verlag Friedrich Andreas Perthes A.-G. Gotha 1921

Printed in Germany

Vorwort

Wir wollen gegenwärtig wenig oder gar nichts von Geschichte wissen, und in den Lehrplänen unserer Volkshochschulen spielt Geschichte eine untergeordnete Rolle. „Die Geschichte hat uns betrogen“, heißt es. „Sie hat unsern Blick rückwärts gelenkt statt vorwärts. Sie hat uns übel gegängelt und bevormundet, unsern Willen und unsre Tatkraft geschwächt. Wir wollen uns endlich einmal auf unsre eigenen Füße stellen und spüren Mut und Fähigkeit in uns, auf eigene Faust unser und unsrer Kinder Glück zu machen, auf unsre Fasson selig zu werden.“

Recht so! Aber hüten wir uns, aus einem Extrem ins andre zu fallen. Wir haben bisher zu viel Geschichte und zu wenig Gegenwart getrieben. Es könnte sein, daß wir in der entgegengesetzten Richtung übers Ziel hinausschössen und zu wenig Geschichte trieben! Der Mensch kann seinen Kirchturmshorizont in zweierlei Richtung erweitern. Er kann seinen Gesichtskreis ausdehnen im Raume und in der Zeit. Bisher haben wir uns wenigstens auf der Schule mit den alten Griechen und Römern und den alten Deutschen mehr abgegeben als mit dem modernen Amerika, Rußland und Japan. Wir waren Nationalpatrioten und Nationalchauvinisten. Jetzt, wenn wir umgekehrt von fremden Zeitaltern nichts mehr wissen wollen, sind wir drauf und dran Gegenwartspatrioten, Gegenwartschauvinisten zu werden. Gleichweit entfernt von beiden Extremen, sollten wir aber versuchen, das eine zu tun und das andre nicht zu lassen: uns im Geiste über die Grenzen unseres engeren Vaterlandes in fremde Länder, in denen auch Menschen wohnen wie wir, und über die Grenzen des Zeitalters, in dem wir zufällig geboren werden und leben, in fremde Zeitalter, in denen ebenfalls gehungert und gelitten,

geliebt und gehaßt, das Leben genossen und auf bessere Zeiten gehofft wurde, zu versetzen; man bedenke, daß von jedem von uns mehr als hundert unmittelbare Vorfahren väterlicher- und mütterlicherseits beispielsweise in dem Zeitraum von 1700—1800 auf Erden gelebt haben!

Mit diesem Zeitraum hat sich im Winter 1920 unter meiner Leitung eine Arbeitsgemeinschaft an der Volkshochschule Jena beschäftigt. Unser Bestreben war, uns einmal mit Hilfe der Einbildungskraft in diese vergangene Welt einzuleben, zugleich aber wie an einem Musterbeispiel das vielverflochtene Gewebe des geschichtlichen Geschehens zu studieren und über die allgemeinen bewegenden Kräfte und die Grundvorgänge im Gesamtverlauf der Weltgeschichte überhaupt gehörig nachzusinnen. Indem wir den großen Film um 200 Jahre zurückdrehten, verschwanden Luftschiffhallen, elektrische Straßenbahnen, Fabrikschlote und Eisenbahnen, Mietskasernen und Villenvororte, spazierten die Bürger in Perücke und Kniehose in den Straßen des alten Frankfurts und Leipzigs und sprachen von dem vermutlichen Ausgang des Krieges zwischen dem König von Preußen und der Kaiserin, von den neuesten Büchern französischer, englischer und deutscher Schriftsteller, von der Erstaufführung des Götz von Berlichingen, vom Erdbeben in Lissabon und von der drohenden Teuerung und Hungersnot. Wir lasen zusammen die ersten acht Kapitel von Goethes Wahrheit und Dichtung, einzelne von uns außerdem Liselottes Briefe, Friedrichs des Großen Schriften und Briefe, Rousseaus Bekenntnisse und Magister Laukhards Leben und Schicksale. Jeden zweiten Sonnabend kamen wir zusammen, um Menschen, Trachten, Städte, Landschaften, Gärten, Bauwerke, Innenräume, Bilder, Buchschmuck, Handschriften und was sich sonst Anschauliches bot, im Lichtbild zu betrachten. Von besonders Eifrigen wurde das Besprochene zu Haus niedergeschrieben und diese Niederschriften sind zum Teil von mir bei der Abfassung vorliegender Darstellung benutzt worden.

Ihre Verwendung denk ich mir so: Ich habe zunächst meinen Hörern damit eine Freude machen wollen. Sie soll

aber jeder ähnlichen Arbeitsgemeinschaft, Lehrern wie Hörern, als Anregung und Unterlage dienen. Sie soll den Unterricht und das lebendige Wort nicht ersetzen, sondern entlasten. Jede Arbeitsgemeinschaft, deren Teilnehmer das Buch in Händen haben und fleißig benutzen, wird weiter kommen als wir kommen konnten, auch wenn sie ganz am anderen Ende anfängt und sich ihren eigenen Weg durchs Dickicht schlägt. Vielleicht läßt es der Leser bis zum Schluß des Kurses liegen, um sich in gemächlicher Ferienlektüre und rückschauender Betrachtung und Verarbeitung noch einmal in das Besprochene zu vertiefen. Vielleicht weiß mancher Hörer es gut zu brauchen, wenn er an einer Arbeitsgemeinschaft über Schiller oder Goethe, über Sprach-, Kunst- und Kulturgeschichte, ja über irgendein Stück Geschichte überhaupt teilnimmt, oder aber das Bedürfnis verspürt, zwischen zwei oder drei verschiedenen Gebieten Fäden zu spinnen und Brücken zu schlagen.

Der aufmerksame Leser wird merken, wie wir in Jena bemüht gewesen sind, auch uns Heutigen fremdartigen Erscheinungen gerecht zu werden sowie starre Formeln und abschließende Urteile nach Möglichkeit zu vermeiden, wie wir aber andererseits als Menschen und Kinder unserer Zeit, ja selbst als „Wissenschaftler", nie ganz aus unserer Haut, besser den sieben und mehr Häuten, in denen jeder von uns Lebenden und Tätigen steckt, heraus können. Mag er sich hier und da anders entscheiden! Um so besser, wenn er nicht nur mit dem Verstande, sondern mit dem Herzen bei der Sache ist, wie ich und wir es waren.

Liegt ihm an zeitlicher Folge, so soll er sie sich mit Hilfe der am Schluß beigegebenen Zeittafel herzustellen suchen. Ich habe mich in der Darstellung selbst nur sehr im allgemeinen an den Gang der Jahre und Jahrzehnte gehalten. Man kann ein Zeitalter so wenig wie ein Land eingehend kennen lernen, wenn man sich nur an eine im Führer vorgeschriebene gerade Route hält. In den ersten drei Kapiteln ist mehr von äußeren Zuständen, in den folgenden vier mehr von Gesinnungen und geistigen Strömungen die Rede. Leben

und Denkungsart Friedrichs des Großen bildet eine Art Überleitung. Vieles, was zusammengehört, findet sich an verschiedenen Orten. Hier muß sich der Leser selber helfen, indem er fleißig das Namen- und Sachverzeichnis am Ende des Buches benutzt. Das Buch will überhaupt nicht überflogen werden wie eine spannende Geschichte, sondern will gründlich durchgearbeitet sein!

Bilder habe ich nicht geben können. Die müssen dem Kursus selbst überlassen bleiben. Sonst findet sie der Leser in einigen Büchern, die ich unten angebe. Auch eine Landkarte hätte das Buch zu sehr verteuert. Der Leser beschaffe sich eine. Zur Not genügt irgendeine Karte von Deutschland. Um so eifriger war ich in wortgetreuer Wiedergabe solcher Schriftstellen, die so recht den Geist der Zeit atmen. Auf manches schöne Zeugnis habe ich nur verzichtet in der Hoffnung, daß der Leser Lust bekommt, sich selber diese oder jene Quellenschrift zu verschaffen.

Zu kurz gekommen sind die äußern Zustände in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts, sind Musik und Malerei, sind Goethe, Schiller, Kant. Ganze Bevölkerungsschichten wie Bauern und Arbeiter sind nur gestreift. Einzelne längere Anmerkungen wie die auf S. 24, 37, 62, 80, 82, 102 u. a. sind doch nur flüchtigen Skizzen gleichzuachten, die zu genauerer und sorgfältigerer Ausführung anregen sollen. Hier bleibt jeder neuen Behandlung und eigenem Studium ein weites Feld.

Möchte dem Leser, indem er sich in diese verwunschene, oft verwunderliche, oft der unsern doch so ähnliche Welt begibt, zumute sein wie uns es war: als weile er auf Reisen in einem fremden Lande, an dem und an dessen Bewohnern ihn manches abstößt, manches anzieht, in dem er aber doch die Sehnsucht nach der Heimat, Landsleuten und Zeitgenossen nicht verlernt und ungeduldig wird, mit erweitertem Gesichtskreis und um manche Erfahrung bereichert in jenen Alltag heimzukehren, in dem uns allen aufgegeben ist, zu leben und zu wirken.

Bücher und Bilder

1) **Schriften aus dem 18. Jahrhundert selbst.** (Die eingeklammerten Zahlen bedeuten die Nummern bei Reclam, die übrigen Sachen sind meist in öffentlichen Büchereien vorhanden): Comenius, Orbis pictus; Briefe der Elis. Charl. von Orléans genannt Liselotte v. d. Pfalz (Voigtländers Quellenbücher Nr. 55); Christian Günther, Gedichte (1295/96); Defoe, Robinson Crusoe (2194/95a); Leibniz, Der Allerchristlichste Kriegsgott (5881); Discourse der Mahlern; Briefe der Luise Adelg. Gottsched geb. Kulmus; Gellerts Fabeln (161/62, auch in Lesebüchern; seine geistlichen Lieder im Gesangbuch); Brockes, Irdisches Vergnügen in Gott (2015); Zachariä, Der Renommist (307); Meisterstücke der vorgoethischen Lyrik, ausgewählt von R. M. Meyer (Weiche, Berlin 1910, Vorkriegspreis 0,75 Mk.); „Der König“ (Langewiesche); ausführlicher: „Friedrich d. Gr. Denkwürdigkeiten aus seinem Leben“, zusammengestellt von Franz Eyssenhardt und Georg Winter (Leipzig 1910, 2 Bände); E. v. Kleist, Werke (211); Rousseau, Bekenntnisse (1609/10, auch Mörike, München); K. Ph. Moritz, Anton Reiser (4813/16 und Mörike); Magister Laukhards Leben und Schicksale (Mörike); Maria Theresia, Familienbriefe (Ullstein, Berlin); Goethes Mutter, Briefe (2786/88); Möser, Ausgew. patriot. Phantasien (683/4); Voß, Luise (72); Göttinger Musenalmanach; Klopstock, Oden (1391/93); Bürger, Gedichte (227/29, auch in Lesebüchern); Lavater, Worte des Herzens (350); Hölty, Gedichte (439); Lessing, Emilia Galotti (45); Minna von Barnhelm (10); Nathan der Weise (3); Wieland, Oberon (124/25); Klinger, Sturm und Drang (248); Kotzebue, Menschenhaß und Reue (102);

Herder, Journal meiner Reise (in J. G. Herder, Kulturphilosophie, Inselverlag); Jung-Stilling (663/67); Goethe, Wahrheit und Dichtung (Aus meinem Leben) (Hendel 186/91); Gedichte; Götz von Berlichingen (71); Laune des Verliebten; Leiden des jungen Werther (67); Egmont (75); Faust I (4811); Torquato Tasso (88); Hermann und Dorothea (55): Schiller, Räuber (15); Fiesco (51); Kabale und Liebe (33); Gedichte; Ästhetische Erziehung des Menschen.

2) **Bilder:** Comenius, Orbis pictus; Basedow-Chodowiecki, Elementarwerk; v. Essewein: Kulturgeschichtl. Bilderatlas; Dt. Leben der Vergangenheit in Bildern (E. Diederichs-Jena); Könnecke, Dt. Literaturatlas.

3) **Bauten:** Deutsche Bürgerbauten; Deutscher Barock; Die schöne Heimat (sämtlich Langewiesche); Stätten der Kunst: München, Leipzig, Dresden; Stätten der Kultur: Frankfurt (sämtlich Text und Bilder); Goethes Rom (Voigtl. Quellenb. 82).

4) **Neuere Darstellungen:** Lamprecht, Dt. Geschichte Bd. VIIff.; Wustmann, Dt. Geschichte; Biedermann; Dtld. im 18. Jahrhundert; Hettner, Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts; König, Dt. Literaturgeschichte (mit Bildern), Heyck, Dt. Geschichte III (mit Bildern); Scherr, Kultur- und Sittengeschichte; Günther, Dt. Kulturgeschichte (Göschen); Borkowsky, Das alte Jena und seine Universität (mit Bildern); Paulsen, Das dt. Bildungswesen in seiner geschichtlichen Entwicklung (Aus Natur und Geisteswelt); Nohl, Herder (Berlin, Weichert) u. a.

Inhalt

Verweise (WuD S. ...) oder (S. ...) beziehen sich auf die Hendelsche Ausgabe von „Wahrheit und Dichtung", alle übrigen (vgl. S. ...), (s. o. S. ...), (s. u. S. ...) auf das Buch selbst.

Frankfurt am Main

Hafen, innere Stadt, Verteidigungsanlagen; das Stadtbild in ostdeutschen, westdeutschen und außerdeutschen Städten; Hausbau in altmodischen Städten wie Frankfurt und modernen wie Leipzig; Ursprung, Verfassung und Verfall der Reichsstädte. Die sogenannte „gute alte Zeit". Die Frankfurter Messe. — Technik, Reisen, Reiten u. a., Gewohnheiten, Herkommen, Moden, Überbleibsel und andere geschichtliche Erscheinungen.

„Am 28. August 1749, mittags mit dem Glockenschlage Zwölf, kam ich in Frankfurt am Main auf die Welt." So beginnt Goethe seine Lebensbeschreibung (Wahrheit und Dichtung S. 8 der Hendelschen Ausgabe [1])) und schildert in den ersten Kapiteln seine Vaterstadt wie folgt:

„Am liebsten spazierte ich auf der großen Mainbrücke", (S. 14). Also gab es nur eine? Heute sind es sieben! „Dann zum Weinmarkt." Auch in anderen Städten heißen heute noch manche Plätze Roßmarkt, Töpfermarkt, Fischmarkt, Holzmarkt, Fleischerplatz usw. Das hat früher einmal einen Sinn gehabt. Es wurde weniger in Kaufläden als auf den Märkten gekauft. Manchmal sind sogar feste Kaufläden aus ehemaligen Marktbuden hervorgegangen. (Umgekehrt wird heute manch einer Straßenhändler, der vor dem Kriege seinen Laden gehabt!) „... bewunderte den Mechanismus der Krane, wenn Waren ausgeladen wurden." Natürlich noch ohne Dampfkraft oder gar elektrischen Antrieb. Aber nicht nur das 19. Jahrhundert ist ein Zeitalter der Technik (vgl. S. 89ff.). Schon eine Abbildung aus dem 15. Jahrhundert — also noch vor Luther und der Entdeckung Amerikas — zeigt einen

1) Auf diese Ausgabe beziehen sich sämtliche folgenden Seitenangaben von Wahrheit und Dichtung (WuD). Das 1. Buch beginnt dort S. 8, S. 39 das 2., S. 71 das 3., S. 98 das 4., S. 141 das 5., S. 187 das 6., S. 223 das 7., S. 266 das 8. (für Benutzer anderer Ausgaben!).

Kran, dessen großes Rad durch Menschen, die in ihm wie auf einer Treppe ohne Ende laufen, vorwärtsgedrückt und gedreht wird. „Besonders aber unterhielt uns die Ankunft der Marktschiffe, wo man so mancherlei und mitunter so seltsame Figuren aussteigen sah.“ Regelrechter Waren- und Personenverkehr zu Schiff, wie heute auf der Eisenbahn. Der Hafen so wichtig wie heute der Bahnhof, weshalb denn die Städte, die an schiffbaren Flüssen lagen, Verkehrsmittelpunkte wurden und aufblühten. Die Schiffe mußten gerudert oder, besonders stromauf, von Pferden auf dem „Leinpfad“ am Ufer an der Leine gezogen, „getreidelt“ werden. Wer in Belgien und Nordfrankreich war, kennt solche Leinpfade längs der Kanäle und Flüsse. Sonst, außer zu Wasser, Warenverkehr auf den besonders in Norddeutschland damals noch recht schlechten Straßen. Man ließ die Straßen schlecht, damit „die Fuhrleute länger im Lande blieben“ und also möglichst viel Geld im Lande ließen, auch wohl um einem einfallenden Feinde keine goldenen Brücken zu bauen. Die erste preußische Heeresstraße von Berlin nach Magdeburg wurde denn auch richtig zuerst von Napoleon benutzt (wie die von den Engländern und Belgiern gegen uns gerichtete Zeebrügger Mole — von uns). Gereist wurde außer zu Schiff mit der Post — noch unsere Großeltern fuhren ja mit der Postkutsche mit dem Postillon vorn drauf —, zu Pferde oder zu Fuß. Auf die Post war durchschnittlich wöchentlich einmal zu rechnen; man brauchte, wenn alles gut ging, einen Tag, um 100 Kilometer vorwärts zu kommen (z. B. Gotha-Weißenfels). Öftere Unfälle, weniger durch räuberische Überfälle — die Zeiten waren im allgemeinen doch vorbei! Ganz geheuer war es dennoch nicht! — als eben infolge der schlechten Straßen. „Ein anhaltender Regen hatte die Wege äußerst verdorben, welche überhaupt noch nicht in den guten Stand gesetzt waren — 1765, als Goethe von Frankfurt nach Leipzig reiste, — in welchem wir sie nachmals (seit 1800 etwa) finden.“ „Wir fuhren nämlich zwischen Hanau und Gelnhausen bei Nachtzeit eine Anhöhe hinauf, und wollten, ob es gleich finster war, doch lieber zu Fuß

gehen, als uns der Gefahr und Beschwerlichkeit dieser Wegstrecke aussetzen." „Durch Thüringen wurden die Wege noch schlimmer, und leider blieb unser Wagen in der Gegend von Auerstädt bei einbrechender Nacht stecken" (WuD S. 209). „Unser Kutscher hatte die Geschicklichkeit, uns sehr glücklich umzuwerfen, schreibt Luise Kulmus (s. u. S. 94, 100) an Gottsched, denn wir sind unbeschädigt wieder aufgestanden." Wer es eilig hatte — und das Geld dazu! — mietete sich entweder eine Jacht (ein Schiff mit Kajüte) und ließ sie von wandernden Handwerkern [1]) rudern, die dafür die Reise umsonst mitmachten, oder benutzte die Extrapost, die bei vier Personen von fünf Pferden gezogen wurde und für die Person mit Bedientem — Extrapost können sich eben nur „Leute von Stande" leisten! — immerhin von Frankfurt bis Leipzig auf 140 Thaler, das sind nach Vorkriegsgeldwert mindestens 500 Mark [2]), zu stehen kam. Wo die Wege zu bodenlos,

---

1) Ohne Wanderschaft konnte kein Geselle Meister werden. Er mußte sich etwas „er—fahren" haben, um erfahren zu sein. Man denke an die vielen Wanderburschenlieder, die aus jenen Zeiten stammen!

2) Man weiß immer noch nichts Genaues über die Kaufkraft des Geldes im 18. Jahrhundert. Im allgemeinen hatte der Thaler — wir behalten zum Unterschied von unserem Taler = 3 Mark, die alte Schreibweise bei — 24 Groschen zu 12 Pfennigen, in Süddeutschland gab es Gulden gleich etwa 4/7 Thaler, aber was waren Thaler und Gulden wert? Als ungefährer Anhalt möge dienen: Lessing erhielt als Hofbibliothekar in Wolfenbüttel das gewiß dürftige Jahresgehalt von 600, nach seiner Verheiratung von 800 Thalern; Schiller fühlt sich durch jährlich 1000 Thaler, die ihm der Prinz von Augustenburg gewährt, aller Sorge enthoben; der französische Steuerdirektor Friedrichs des Großen bekommt die enorme Summe von 60000 Thalern jährlich, ein gelernter Arbeiter in Berlin gegen Ende des Jahrhunderts verdient jährlich bis zu 280 Thaler; für 10 Thaler jährlich bekam man — bei freier Station — bereits eine „exzellente Köchin" oder einen „braven Kutscher", eine Kammerjungfer für 5 Thaler, einen Hofmeister (Hauslehrer) für 18—20 Thaler. Die Versorgung der Armen kostete der Stadt Hamburg durchschnittlich 24, Kiel 30, Wien 32 Thaler jährlich auf den Kopf. Ferner wurden gleichgesetzt 10 Thaler Geldstrafe mit 4 Wochen Haft, 10—50 Thaler mit 3 Monaten, über 50 Thaler mit 6 Monaten. Ein Haus in Berlin kostete durchschnittlich 2500 Thaler, ein Gehöft auf dem Lande 400 Thaler, ein möbliertes Zimmer bis zu 20 Gulden im Monat. Der Scheffel Korn (das ist etwa der Ertrag eines halben Ackers = 2747 qm) 2 Thaler, 1 Pfund Kaffee mit 1¼ Pfund Zucker (der jährliche Durch-

blieb nichts übrig als zu Pferde zu reisen, wer reiten konnte. Aber Reiten war damals eine viel verbreitetere Kunst als heute. Von Goethe, dem vornehmen Patriziersohn (s. u. S. 11), ist es nicht weiter verwunderlich. In Adelskreisen gehörte Reiten zur Standessitte, wenn auch die Adligen sich längst entwöhnt hatten, im Kriegsfalle ihrem Landesherrn zu Pferde Kriegsdienst zu leisten. Deswegen hießen sie ja früher Ritter und heißen es in Einzelfällen bis auf den heutigen Tag. Seit Erfindung der Feuerwaffen nahm im Heere das Fußvolk überhand und das bestand schon im Dreißigjährigen Krieg und fast das ganze 18. Jahrhundert hindurch aus Söldnern. Immerhin wurden die Offiziersstellen, selbst im Heere Friedrichs des Großen, fast durchgängig mit Adligen besetzt (s. u. S. 66 Anm. 1). Der städtische Patrizier hatte aber dem Adligen fleißig abgeguckt „wie er sich räuspert und wie er spuckt“ (s. u. S. 49) und heute hat jeder ehrenwerte Bürger seinen Gehrock mit den beiden Rückknöpfen, die ursprünglich zum Aufknöpfen der Rockschöße beim Reiten bestimmt gewesen sind und beweisen, daß der Gehrock eigentlich ein Reitrock ist (zu dem selbstverständlich Kniehosen und hohe Stiefel gehören), und der ihn trägt, ein Ritter ist oder wenigstens Kavalier (vom spanischen cavallo das Pferd). Auch von Schiller gibt es ein Bild, wie er in Karlsbad auf dem Rücken — eines Esels sitzt. Aber sogar der sanfte und kränkliche Professor Gellert in Leipzig (s. u. S. 97) ritt, um sich die nötige Bewegung zu verschaffen, auf seinem zahmen Schimmel durch die Straßen der Stadt (WuD S. 255).

Wie kamen wir auf Reiten und Reisen? Durch den Anblick des Marktschiffs und des ganzen Verkehrs im Hafen. Im Weimarer Goethehaus hängen Bilder davon. Goethe erzählt weiter: Am Main steht der Saalhof an der Stelle, an der die Burg Kaiser Karls des Großen und seiner Nachfolger gewesen sein soll. In Frankfurt sind später eine ganze Reihe alter deutscher Kaiser gewählt (s. u. S. 25, 28) oder gekrönt

---

schnittsverbrauch!) 1 Thaler. Weitere Angaben im Laufe der Darstellung und bei Biedermann.

worden. 1848 wieder war die alte freie Reichsstadt ja beinah Reichshauptstadt geworden. In der inneren Stadt sonst viel Markt- und Gewerbebuden, alte Kirchen, ehemalige Klöster, festgebaute, ja burgartige Patrizierhäuser; Pforten und Türme um die „alte" und dann wieder außen mit Mauer, Wall und Graben um die „neue" Stadt: „Alles deutete auf eine längst vergangene, für Stadt und Gegend sehr unruhige Zeit" (WuD S. 15). Heute ist sowohl die Grenze der alten wie die der damals „neuen" Stadt noch deutlich im Stadtbild und schon auf dem Stadtplan an rings um den inneren Stadtkern herumführenden breiteren Straßenzügen oder Anlagen wahrzunehmen, wie denn bis ins 18. Jahrhundert alle bedeutenderen Städte — nicht etwa nur die Festungen! — von einer Mauer mit Wehrgang, Toren und Türmen und einem davor im Zickzack laufenden Wall- und Grabenkranz umgeben waren. Erst um die Mitte des Jahrhunderts fing man an, seinen nächsten Nachbarn und der allgemeinen Sicherheit im Reiche so weit zu trauen und waren andererseits diese alten Verteidigungsanlagen gegen die neuere Kriegskunst so hinfällig, daß man das Wettrüsten aufgab, sie einebnete („schleifte") und sie — zuerst wohl mit in Leipzig — in grüne Anlagen und schöne Spaziergänge verwandelte. Wo die Mauern bestehen blieben, guckten sehr bald Giebel und Gartenhäuschen lustig genug herüber, und wie es damals ging, kann es heute wieder gehen und werden aus Kasernen friedliche Wohnhäuser und aus Exerzier- und Schießplätzen Volksparke und Gartenstädte werden. Zwei Stufen ein und derselben geschichtlichen Entwicklung!

In alledem war und ist heute noch das Stadtbild fast aller deutschen Städte das gleiche, vielleicht rechts der Saale und Elbe mit dem Unterschied, daß dort auch der älteste Stadtkern rechtwinkliger, also planmäßiger angelegt zu sein scheint. Woher das kommt? Diese Städte sind nicht langsam Haus um Haus, Straße um Straße gewachsen wie die Städte am Rhein und Main auf altem deutschen Mutterboden, sondern nach einem Normalbauplan von kolonisierenden Fürsten in verhältnismäßig kurzer Zeit angelegt worden.

Man vergleiche allein schon die Marktplätze in Frankfurt (den Römerberg), Köln, ja sogar noch Halle mit denen in Leipzig und Dresden. Ostdeutschland ist ja erst im Mittelalter von Deutschen erobert und kolonisiert worden, nachdem in Westdeutschland schon überall Städte entstanden waren, die zum Teil, so am Rhein und an der Donau, bis auf die Zeit der Römerherrschaft zurückgehen, so Köln, dessen Name seinerseits wieder römische „Kolonie" bedeutet, während Berlin-Cölln slawischen Ursprungs ist und, wie Kollin und Colmburg (bei Oschatz in Sachsen) so viel wie Hügel heißt. Aber ost- wie west-, neu- wie altdeutsche Städte waren bis vor 200 Jahren von Mauern, Wall und Graben umgeben, hatten in der Mitte einen Markt mit Rathaus (in Frankfurt der Römer genannt) und einer verhältnismäßig großen Zahl meist aus katholischer Zeit stammender Kirchen. Schon damals gab es drei- und mehrstöckige Häuser: man mußte innerhalb des immer enger werdenden Mauerkranzes in die Höhe bauen, um den Bevölkerungszuwachs unterzubringen. Heute — ist der Grund und Boden im „Zentrum" so teuer geworden, daß darum nur mehrstöckige Häuser lohnen. Und warum teuer geworden? Weil bis zum Krieg wenigstens alles um den im Geschäftsbewerb günstigsten Platz am „Markte", also an den Hauptverkehrsstraßen kämpfte. Belgische, französische, englische, italienische Städte sind im großen Ganzen ähnlich gebaut. Man findet überall, auch ohne Karte, vom Bahnhof leicht ins Innere der Stadt. In russischen Städten weiß man nie recht, in welcher Richtung Rathaus und Geschäftsstraßen zu suchen sind, ob man sich in der Vorstadt oder im Zentrum befindet. In französischen Städten wieder ist man immer erstaunt, wie unverhältnismäßig groß Kirche und Marktplatz sind. Die Vorstädte außerhalb der Boulevards (spr. Bulwahrs = Bollwerke) sind weniger umfänglich als bei uns. Die französischen Städte haben eben seit dem 18. Jahrhundert längst nicht so zugenommen wie die deutschen. So wie jene noch heute, müssen also unsere deutschen Städte im 18. Jahrhundert ausgesehen haben: Gutshöfe, Lustschlösser, Parke, Mühlen, Friedhöfe, Spitäler für ansteckende Kranke

noch im Freien außerhalb, bei uns von der nach Niederlegung der Mauern ihre alten Grenzen rasch überflutenden Stadt verschlungen.

Das Stadtbild war also damals runder, geschlossener und insofern schöner! Nicht so ausgefranst und zerfahren. Dafür haben unsere Städte seit Beginn des 20. Jahrhunderts durch den Kranz frisch und heiter gebauter Einzelhäuser, Landheime und blühender Gärten gewonnen, und es lohnt sich in fremden Städten nicht nur die im Fremdenführer verzeichneten „historischen“ Bauwerke im Stadtinnern, sondern auch manches Meisterwerk zeitgenössischer Städtebaukunst in den Vorstädten aufzusuchen, so dem Rate von Goethes Vater folgend, daß man über alter Kunst die mit uns lebenden zeitgenössischen Künstler nicht übersehen solle (WuD S. 24).

Goethe selbst betrachtet die mittelalterlichen Bauwerke „mit einer gewissen Neigung zum Altertümlichen“ (S. 15), die uns Heutigen infolge Schulerziehung, Lektüre und Reiseführer selbstverständlich ist, die aber dem 18. Jahrhundert, wenigstens bis 1750, 1770 etwa (s. u. S. 132) gänzlich fremd war. Alles Altertümliche war altmodisch, „altfränkisch“, „gotisch“. „Gotisch“ war ein Schimpfwort, bis Goethe als der ersten einer durch den Anblick des Straßburger Münsters und sein Loblied auf das gotische Zeitalter sich und seine Zeitgenossen und Nachfahren eines Besseren belehrte. „Erfurt ist ein Ort voller gotischer Gebäude, in dem ich nicht einmal nach meinem Tode wohnen möchte“, schreibt die Kulmus um 1730 an Gottsched (s. u. S. 94, 100). Und Goethe selbst bedauert: „Nichts architektonisch Erhebendes war damals in Frankfurt zu sehen“ (WuD S. 15) und meint damit Gebäude im für die damalige Zeit „modernen“ Geschmack, wie er sie später in Leipzig oder Weimar zu sehen bekam. Das Haus, in dem er als Student in Leipzig wohnte, war stattlicher als das Haus seines Vaters in Frankfurt auch noch nach dem Umbau. (Nachbildung im Weimarer Goethehaus.) Wir möchten nun gleich gar nicht in diesen düstern, nach unsern heutigen Begriffen irgendwie unfreundlichen Räumen wohnen, wenn

wir auch, so oft wir solche Stätten besuchen, nicht vergessen dürfen, daß alles noch grauer und düstrer geworden ist als es einstmals gewesen, die Tapeten verschossen, die Farben verblichen sind. Jedenfalls gab es damals in Frankfurt meist Häuser mit hohem Giebel straßenwärts, oft die oberen Stockwerke zwecks besserer Raumausnutzung überkragend, dadurch aber die Straße beengend und die unteren Stockwerke verdumpfend; die Balken wohl bunt bemalt, aber alles schon damals durch Alter schadhaft geworden und mehr oder minder krumm und schief gezogen; kleine Fenster und diese mit lauter runden Butzenscheiben. Man kennt diese Häuser aus alten Städten und modernen, natürlich meist recht unglücklichen Nachahmungen als altdeutschen Schänken und Ähnlichem; oder man rücke die Häuser eines mitteldeutschen Dorfes zu geschlossener Häuserreihe zusammen! In Leipzig dagegen jene für damals ansehnlichen, reinlichen, mit Lot und Leine regelrecht abgemessenen Fassaden, hie und da mit allerhand geschweiftem oder geschnörkeltem Zierrat nach italienischer oder französischer Mode („Barock“, „Rokoko“); ovale Mansardenfenster, sofern nicht das Dach überhaupt ganz flach und von unten kaum mehr zu sehen war; Balkone über reizvoll geschwungenen Portalen, geräumige Treppen, hohe Spiegelscheiben, also viel Licht im Innern. Das Äußere hell, wohl gar blendend weiß getüncht. Später, als der griechische Tempel für das ideale Bauwerk gehalten wurde, über jedem Fenster ein Giebel und links und rechts eine griechische Säule. Das galt dann als schön und war es auch in vielen Fällen; aber daraus ist die einförmige, langweilige nüchterne „geschlossene Häuserreihe“ mit ihren Schönheitspflästerchen und falschen Locken in all unseren Großstadtstraßen, soweit sie im 19. Jahrhundert entstanden sind, hervorgegangen, bis wir endlich wieder auch in unsern Städten Häuser mit richtigen Ziegeldächern und gedrungeneren Formen bauen lernten. Von Heimatschutz war damals keine Rede; wenn die alten „gotischen“ Häuser baufällig wurden, riß man sie ab und baute mit den so gewonnenen Steinen neue. Man schämte sich der alten Gebäude mehr, als daß

man auf ihren Besitz stolz gewesen wäre. Goethe selbst hat dafür gesorgt, daß in Jena die alten Tore abgebrochen wurden und hat sich in dem alten Dornburger Schloß erst wohlgefühlt, als an Stelle der alten stilechten Wendeltreppe mitten durch die Diele eine „neuzeitliche" breite und gerade Treppe zum ersten Stockwerk führte. Und mitten zwischen die beiden alten Schlösser wurde damals jenes „moderne" Schlößchen im französischen Rokokogeschmack gesetzt, freilich ein Schmuckkästlein, aber eigentlich eine grobe Stilwidrigkeit, sofern sich nicht das Neue, wenn es nur ebenfalls gut ist, recht wohl mit gutem Alten verträgt. „Schönheit ist ewig nur eine, doch ewig wechselt das Schöne" steht an der Stirn des neuen Schauspielhauses in Dresden geschrieben, das sich ähnlich keck mitten zwischen den alten Zwinger (im zierlichen Rokokostil des 18. Jahrhunderts) und das noch ältere Schloß (im derben, deutschen Renaissance- — spr. Renässangß — stil des 16. Jahrhunderts) hingebaut hat.

Als Goethe nach Leipzig kam (1765), „trat mir die Stadt selbst mit ihren schönen hohen und untereinander gleichen Gebäuden entgegen. Sie machte einen sehr guten Eindruck auf mich, und es ist nicht zu leugnen, daß sie überhaupt, besonders aber in stillen Momenten der Sonn- und Feiertage, etwas Imposantes hat, so wie denn auch im Mondschein die Straßen, halb beschattet, halb erleuchtet, mich oft zu nächtlichen Promenaden einluden. Indessen genügte mir gegen das, was ich bisher gewohnt war (weil er's gewohnt war und eben doch zum Unterschied von seinen Zeitgenossen Sinn fürs Altertümliche hatte!), dieser neue Zustand keineswegs. Leipzig ruft dem Beschauer keine altertümliche Zeit zurück; es ist eine neue, kurz vergangene, von Handelstätigkeit, Wohlhabenheit, Reichtum zeugende Epoche, die sich uns in diesen Denkmalen [1]) ankündet. Jedoch ganz nach meinem Sinn waren die mir ungeheuer scheinenden Gebäude, die, nach zwei Straßen ihr Gesicht wendend, in großen,

1) Worunter alle älteren Bauwerke zu verstehen sind! Denkmäler gab es im 18. Jahrhundert nur ganz wenige! Man wollte eben von Vergangenem ganz und gar nichts wissen!

himmelhoch umbauten Hofräumen eine bürgerliche Welt umfassend, großen Burgen, ja Halbstädten ähnlich sind." (WuD S. 211.)

Also Leipzig war jünger (es liegt ja östlich der Saale!) und trotzdem fortgeschrittener als das alte Frankfurt. Es geht den Städten wie den Menschen. Wer heute 20 Jahre alt ist, ist den geistigen Strömungen der Gegenwart leichter zugänglich als ein bereits 30 oder 40jähriger, dessen Charakter sich um 1910 oder 1900 geformt hat. Amerika ist „moderner" als Europa. So kam es, daß Städte wie Frankfurt als rückständig galten und für die neumodischen französischen Einflüsse viel weniger empfänglich waren als das um so viel weiter von Frankreich abgelegene Leipzig, das sich nicht wenig auf den Ehrentitel eines „Klein-Paris" zugute tat. Auch heute kann, wer seinen Blick für diese Dinge geschärft hat, zwischen den verschiedenen deutschen Städten, selbst solchen gleicher Größe, Unterschiede entdecken. Die neuen Straßenzüge in Charlottenburg haben ein anderes Gepräge als die in denselben Jahren entstandenen in Dresden. Dort anspruchsvoller, gewagter, hier bescheidener, traulicher. Und bezeichnenderweise baut wieder Frankfurt in guter alter Tradition fort, was eine schöne Einheitlichkeit ergibt, während Leipzig alle Neuerungen sofort mitmacht, wie überhaupt der neudeutsche Baustil, nicht ausschließlich, doch am auffälligsten in Ostdeutschland und Städten jüngerer Herkunft vordringt, Kunstwart und Dürerbund von Dresden (und München) ausgegangen sind. So groß wie im 18. Jahrhundert sind die Unterschiede natürlich längst nicht mehr. Dazu sind sich Ost und West durch Eisenbahn und Aufhebung der Binnengrenzen viel zu nahe gerückt.

Wir unterscheiden also heute die Städte wesentlich nur nach ihrer Größe, höchstens daß wir außerdem noch von Seestädten, Industriestädten, Universitätsstädten, Handelsstädten usw. reden. Im 18. Jahrhundert kam zu den Unterschieden von Ost und West noch eins, worauf wir sofort beim Weiterlesen (WuD S. 16) in Goethes erstem Kapitel aufmerksam werden. Er kommt auf den Römer, das Rathaus zu

sprechen, das wie alle alten Rathäuser aus einer offenen gewölbten Halle und darüber dem Sitzungszimmer des Rats bestand. Dort war 1. die Bank der Schöffen, d. h. der Rechtsgelehrten (also nicht, was wir unter Schöffen verstehen!), 2. die Bank des Rats oder der „alten Gemeinde“, d. h. der Patrizier oder „ehrbaren Geschlechter“, 3. die Zunftbank, d. h. die Bank der Handwerker und 4. der Platz für den Schultheißen und das war Goethes Großvater Textor, in dessen stattlichem Wohnhaus mit ausgedehntem Garten in der „Neustadt“ der Knabe Goethe Sonntags zu Besuch war (WuD S. 32). Aus Schultheiß ist heute Schulze, Dorfschulze geworden. Der Schultheiß Textor war aber Oberbürgermeister und mehr als das: Präsident einer freien Republik, der Fürsten und Grafen als Seinesgleichen betrachten durfte. Sein Enkel war immerhin ein Prinz und wir verstehen so die entgegenkommende Behandlung, die er sowohl in Frankfurt wie später in Leipzig, wie noch später in Weimar erfuhr. Worten und Titeln geht es wie dem Gelde. Sie verlieren mit der Zeit an Wert. Über einen guten Groschen freute sich einer früher wie — vor dem Kriege — kaum über eine Mark. Das Amt des „Stadtschreibers“ war früher das höchste neben dem des Bürgermeisters und es gehörte eine ganze Menge Latein und sonstige Gelehrsamkeit dazu. Schultheiß hieß aber ursprünglich der Statthalter des Kaisers, der in dessen Auftrag in einer kaiserlichen oder „des heiligen Römischen Reiches Stadt“ die „Schuld zu heißen“, d. h. die Abgaben einzufordern und an den Kaiser abzuführen hatte.

In Goethes Zeit gab es noch über 50 solcher freien Reichsstädte, die seitdem sämtlich bis auf drei von den benachbarten Landesherrschaften, zuletzt 1866 Frankfurt, einverleibt worden sind. Wir sind aus der Erdkunde gewohnt, die Erde in Erdteile, diese in Staaten, diese in Teilstaaten oder Provinzen mit je einer Hauptstadt und einer Reihe weiterer Städte einzuteilen. Entstanden sind aber die Teilstaaten oder wie man im 18. Jahrhundert sagt: Territorien, Landeshoheiten neben den Städten. Zur Zeit Karls des Großen gehörte alles Land dem Kaiser, der selbst von Stadt

zu Stadt reiste, in jeder größeren sein Schloß, seine „Pfalz“ (vom lateinischen Palatium, Palast, Palais) und seinen Burggrafen hatte. Seine Nachfolger in Deutschland setzten in den einzelnen Landesteilen Herzöge ein, meist nahe Verwandte, die im Auftrag des Kaisers regieren sollten. Dieser selbst behielt ein oder das andere Herzogtum: Franken, Schwaben, später Österreich [1]) für sich. (Die letzten drei deutschen Kaiser sind ja ebenso zugleich Könige von Preußen gewesen! Oft kam es zu Kämpfen zwischen dem Kaiser und widerspenstigen Herzögen. Alsdann stützte er sich auf die ihm meist treuergebenen Städte, denen um des Handels willen jeder Streit verhaßt war und die im Kaiser den Bürgen und Schirmherrn des Friedens erkannten. Zum Entgelt belohnte er sie mit immer steigender Selbständigkeit den Herzögen gegenüber. Immer schwächer wurde die Macht der Herzöge, bis schließlich ihre mächtigeren Untertanen, Burgherren, Bischöfe und also auch die Städte sich überhaupt nicht mehr um sie kümmerten und sie froh sein mußten, wenn sie selber ein kleines Stück Land behielten und neben jenen als Territorialherren mit dem alten Herzogstitel geduldet wurden. So waren also die Städte frei geworden, konnten Steuern und Zölle erheben, Markt halten und ihre Bürger selber vor Gericht ziehen, ja zum Tode verurteilen, wie der Galgen auf dem Galgenberge als stolzes Wahrzeichen jedem Fremden bewies. Die neuen Territorialherren begannen alsbald von ihren Burgen (sie waren wirklich alle irgendwo hoch — geboren) und Bischofsitzen ein Wettrennen um die nächstgelegenen bedeutenderen und reicheren Städte. War es diesen aber geglückt, sich durch geschickte Politik dem Einfluß der alten Herzöge mehr und mehr zu entziehen, so widerstanden sie den viel schwächeren Grafen, Fürsten und Bischöfen erst recht. Sie schlossen sich zu Städtebünden zusammen, gegen die selbst ein Eberhard von Württemberg, wie uns Uhland in seinem Gedicht von Eberhard dem Greiner, dem alten Rauschebart meldet, wenig auszurichten vermochte.

1) das infolgedessen bis 1866 das Hauptland im deutschen Reiche war!

Selbst gegen die neuen Feuerwaffen wußten sie sich durch immer klotzigere Bollwerke zu schützen, bis ihnen der Atem ausging und aus einem dreißigjährigen Krieg sie als die Verarmten, die Fürsten als die militärisch und finanziell Erstarkten hervorgingen, und zuguterletzt Napoleon ihnen den Gnadenstoß versetzte.

Die Länderkarte des 18. Jahrhunderts, aber auch schon die des 14. zeigt uns, daß die freien Städte fast ausnahmslos in Altdeutschland liegen. Es sind im 18. Jahrhundert die drei letzten Hansastädte (im Mittelalter gab es sehr viel mehr; Rostock und Danzig etwa haben bis auf unsere Zeiten Spuren ihrer alten Selbstherrlichkeit behalten) Hamburg, Lübeck, Bremen; Nordhausen und Mühlhausen in Thüringen; Schweinfurt, Rothenburg und Nürnberg in Franken; Regensburg, Augsburg, Nördlingen, Ulm, Biberach, Reutlingen, Eßlingen, Rottweil und einige weitere in Bayern und Schwaben; Speyer, Worms, Köln, Aachen, Dortmund und Frankfurt an Rhein und Main. In Neudeutschland waren eben zur Zeit, als die Territorialherrschaften aufkamen, die Städte noch nicht stark und reich genug. Noch zu Luthers Zeit waren Berlin, Dresden, Leipzig, Magdeburg Kleinstädte verglichen mit Augsburg, Nürnberg, Frankfurt, Köln [1]); die Markgrafen (d. h. Grenzgrafen; das alte deutsche Wort Mark ist durch das ursprünglich slawische „Grenze" verdrängt worden!) von Brandenburg und Meißen, die erobernd in das Land der Pommern, Wenden, Lausitzer und Sorben vordrangen, ohne dazu kaiserlicher Hilfe zu bedürfen, von vornherein viel mächtiger und selbstherrlicher als die geistlichen und welt-

1) Erst um 1800 werden die Reichsstädte von den Residenzen eingeholt und überflügelt. Einige Zahlen: Aachen 1799 24000, Köln 1794 38800 (schon zu Luthers Zeit 37000), Frankfurt 1800 40000, Nürnberg 1820 23500 (der um 1350 begonnene Mauerring war noch um 1850 nicht zu eng!), Leipzig 1676 20000, 1800 32000, Hamburg 1800 100000, Bremen 1815 50000; Venedig bereits um 1500 200000, Amsterdam um 1600 100000; München 1799 35000, Berlin 1688 20000, 1709 55000, 1755 126700, 1763 103200 (!), 1800 180000, Wien 1700 90000, 1755 175400, 1800 231 150, Dresden 1730 40000, Karlsruhe 1812 14000, Stuttgart 1805 20000, Weimar 1816 8000, Jena 1816 4600.

lichen Großgrundbesitzer an Donau, Neckar, Main und Rhein. Unsere heutige Ländereinteilung ist also auf recht natürlichem Wege entstanden, wenn sie auch im Vergleich mit früheren Entwicklungsstufen bereits recht „vernünftig" erscheint. So übertrieben vernünftig wie die Abgrenzung der nordamerikanischen Staaten nach Breiten- und Längegraden wird sie freilich wohl nie und nimmer werden.

Wir nannten Frankfurt eine Republik (die Republiken Nürnberg und Ulm waren jede wenigstens so groß wie das Fürstentum Lippe oder die Grafschaft Reuß!) und verglichen die Stellung des Schultheißen Textor mit der eines Präsidenten. Aber die Städte waren doch dem Kaiser untertan? Gewesen! Auch die Macht des Kaisers war geschwunden und, hatten sich die Städte erst mit seiner Hilfe von den Herzögen freigemacht und der Territorialherren erwehrt, so hatten sie ihm für Türken-, Franzosen- und allerhand private Erbfolge- und Kabinettskriege aus ihrem Reichtum anfangs geliehen: als Pfand, das dann nie wieder eingelöst wurde, und an Stelle von Zinsen, die er nicht bezahlen konnte, ließen sie sich neue Rechte, neue kaiserliche „Privilegien" zu den alten verleihen; später kürzten sie das Verfahren ab und erkauften sich ohne Umschweif Stück für Stück der eigenen Unabhängigkeit, bis sie schließlich der Westfälische Friede (1648) wie die übrigen Territorialherren für völlig „souverän" erklärte.

Wie nun an die früheren unsicheren Zeiten im Reiche die von Goethe noch erlebte Sitte des bewaffneten Geleits der zur Messe fahrenden Kaufleute erinnerte und die dabei vorfallenden Streitigkeiten zeigten, wie empfindlich und argwöhnisch die Reichsstädte in Ehrenangelegenheiten ihren Nachbarn gegenüber waren (WuD S. 19), so war auch jene Abhängigkeit der Stadt vom Kaiser in dem schon den Zeitgenossen von 1760 fast unverständlichen alten Brauche des Pfeifergerichts, von dem Goethe S. 20 erzählt, aufbewahrt, „konserviert", wie ja so leicht Sitten und Gebräuche bestehen bleiben, auch wenn sie längst sinnlos geworden sind. Inneres und Äußeres halten eben nicht immer mit ein-

ander Schritt; meist hinkt der äußere Ausdruck hinterher: der entseelte Körper besteht noch eine Weile, wir schreiben noch li-eb, obwohl wir heute liib sagen, weil wir vor 700 Jahren li-eb gesagt haben. Die Blindschleiche hat unter der Haut noch Beinansätze, weil ihre Vorfahren vor einigen hunderttausend Jahren regelrechte Eidechsen und keine Schlangen waren, und Blinddarm und Eckzähne sind Überbleibsel oder — wie der Naturwissenschaftler sagt — Rudimentärorgane, die heute „keinen Sinn" mehr haben. Rudimentärerscheinungen auf geistigem Gebiet nennen wir Gewohnheiten, Sitten, Bräuche. Wenn umgekehrt, was aber seltener vorkommt, das Äußere wechselt, ohne daß sich innerlich etwas geändert hat, so sprechen wir von Laune oder Mode. Für beide Erscheinungen werden sich im weiteren Verlaufe allerhand Beispiele ergeben.

Mit den von den Pfeifern dem Schultheiß dargebrachten sinnbildlichen Gaben wollte ursprünglich die Stadt den kaiserlichen Beamten günstig stimmen. Bestechung in unserm Sinne war es nicht; was konnte der kaiserlichen Majestät mit etwas Pfeffer, ein Paar Handschuhen (die übrigens heute im Goethehaus in Weimar — aufgebahrt sind) und einem weißen Stäbchen gedient sein? Was war es dann? Ein Opfer! Nicht anders suchten Juden, Griechen, Römer durch Opferung des besten Stückes Vieh die Götter zu gewinnen. So opfert der katholische Christ Weihrauch und Almosen. So opfert der Doge (spr. Doosche) von Venedig jährlich dem Meere und, wie uns Schiller erzählt, Polykrates von Samos den neidischen Göttern einen Ring. So opfert selbst der Knabe Goethe noch der Gottheit, nur nicht wie er eigentlich sollte die von ihm gesammelten und ihm liebgewordenen Naturgegenstände, Steine und Pflanzen, sondern nur einige Räucherkerzen. Als ob Gott den frommen Betrug nicht merkte! Als ob es beim Opfern vor allem auf den erzeugten lieblichen Geruch ankäme! (S. 38.) Auch hier ist ein alter Brauch sinnlos geworden! Das Pfeiferopfer war aber sinnlos geworden, seitdem der Schultheiß von der Stadt selbst gewählt wurde und die Stadt also doch gleich-

sam sich selber huldigte. Großvater Textor ließ sich die Handschuhe, die er bei Gartenarbeit gut gebrauchen konnte, und Großmutter Textor den Pfeffer wohl gefallen. Aber beim Tode des Schultheißen beeilte sich die Stadt doch mit der Neubesetzung aus Angst, der Kaiser könne sich einmal wieder auf sein altes Recht besinnen (S. 34).

So waren die Verhältnisse der Stadt zu den Nachbarn und zum Kaiser. Wie war es im Innern? Allgemeiner erster Eindruck: Gute alte Zeit! Man mag ab und zu geschimpft und genörgelt haben: „Nein, er gefällt mir nicht, der neue Burgemeister! Nun, da er's ist, wird er nur immer dreister! Und für die Stadt, was tut denn er? Wird es nicht alle Tage schlimmer? Gehorchen soll man mehr als immer und zahlen mehr als je vorher!", im ganzen scheint der Standpunkt gewesen zu sein: „Sie mögen sich (in der Türkei) die Köpfe spalten, doch nur zu Hause bleib's beim Alten!" (Faust I, Vor dem Tor). Der Knabe Goethe ist bei Reich und Arm beliebt, allerdings von manchen Hänseleien abgesehen, die er sich von seiten seiner Schulkameraden aus niedrem Stande gefallen lassen muß (S. 58). Vielleicht ist aber sein Großvater ein besonders milder und gerechter Fürst gewesen? Oder war überhaupt die Regierungsform in Frankfurt besonders fortgeschritten? Neben Juristen und „Geschlechtern" saßen ja die Zünfte zu Rate; ja, es gab außerdem noch eine besondere Bürgervertretung in dem Ausschuß der Einundfünfzig; mit der Verfassung namentlich der oberdeutschen Reichsstädte verglichen recht „modern"!

In Nürnberg beispielsweise war die Regierung in der Hand einer adligen Sippschaft von 20 „ratsfähigen" Familien, die selbstherrlich — auf Kosten der Stadt lebten. Besaß doch der Rat der Stadt ein altes Privilegium, wonach er niemandem als dem Kaiser in Person Rechnung abzulegen schuldig war. An einem andern Orte kam dazu später noch das weitere Privileg, überhaupt nicht, also auch vom Kaiser nicht, kontrolliert werden zu dürfen. Was Wunder, wenn der Übermut der Privilegierten, das verschwenderische Ge-

bahren mit dem Gute der Stadt, die Willkür in Erhöhung der Abgaben hier in üppigster Blüte stand. Ergraute Bürger mußten die jungen Patriziersöhne mit tiefen Bücklingen „Euer Gnaden“ anreden, und die Knaben dankten vornehm herablassend, „leutselig“, mit gnädigem Kopfnicken. Es galt als eine kühne Neuerung, als eine Gesellschaft sich bildete, in der die Patrizier nicht mehr „Euer Gnaden“ tituliert wurden. Auch das Vorrecht, in Federhut und Degen einherzustolzieren, nahmen die Patrizier in Anspruch. Patriziersöhne reisten und studierten auf Kosten der Stadt — jeder erhielt 1000 Gulden, das sind beinah 600 Thaler, jährlich, also soviel wie Lessings Jahresgehalt als 40jähriger und Hofbibliothekar in Wolfenbüttel betrug! Patriziertöchter wurden aus dem städtischen Säckel ausgestattet. Die höheren Stadtämter waren mit den Angehörigen der Geschlechter, die subalternen mit ihren Bedienten besetzt. Der Fremde von heute aber betritt andächtig diese geweihten Stätten altdeutschen Bürgertums und idyllischer Romantik, schilt auf die Gegenwart und träumt von der guten alten Zeit. Man sieht, wie auch im Leben der Völker die Erinnerung verschönt und immer gerade das Gegenwärtige als besonders häßlich und unerträglich gilt, wozu aber auch der Grundsatz, von den Toten nur Gutes zu sagen, das Seine beigetragen haben mag.

Die Straße, in der Goethes Vaterhaus stand, war nach einem alten Stadtgraben genannt, dem Hirschgraben, in dem für den Rat der Stadt oder, wie er nach altrömischem Muster hieß, dem Senat[1]) Hirsche gehalten wurden, damit sie auch, wenn draußen wegen Streitigkeiten mit Fürsten und Rittern nicht gejagt werden konnte, für den jährlichen öffentlichen Ratsschmaus vorhanden wären. Anderwärts reichte das Rathaus für die Gelage und Schmausereien der hohen Herrn nicht mehr aus und man baute ein besonderes Kasino, ein „Geschlechterhaus“ oder „Tanzhaus“ (im Osten auch „Artus-

1) Selbst winzige Reichsstädte wie Nördlingen nannten sich stolz SPQN, d. h. Senatus populusque Nordlingensis, Senat und Volk (vgl. „Pöbel“!) von Nördlingen; in Augsburg hießen die Ratsherrn auf gut römisch Konsuln!

hof“ [1]) genannt), in dem man dann auch unbeengter und mit nicht gar so schlechtem Gewissen jubilieren konnte. Ursprünglich waren die Ratsstellen ehrenamtlich und jene Hirsche wie sonstige Tribute als besondere Ehrengaben oder höchstens als Naturalbezüge gedacht gewesen. Sie wurden aber weiter gegeben und gefordert, auch nachdem die Stellen besoldet wurden. „Es erben sich Gesetz und Rechte wie eine ewige Krankheit fort, sie schleppen von Geschlecht sich zu Geschlechte und rücken sacht von Ort zu Ort. Vernunft wird Unsinn, Wohltat Plage“ (Faust I, Studierzimmer). Altes Herkommen, gegen das man nicht an konnte — wir würden sagen: Schlendrian, nicht eigentlich Korruption — und das gelegentlich auch anderen als den Gebietenden zugute kommen konnte: Es gab den und jenen Bürger, der steuerfrei war. Warum? Weil es sein Vater auch gewesen war. Und warum der? Weil vielleicht vor 100 Jahren sein Urgroßvater abgebrannt war und man ihm nach altem Herkommen bis auf weiteres, gemeint waren natürlich einige Jahre, die Steuern erlassen hatte [2]). Die Besteuerung wußten im übrigen die Hochmögenden parteiisch genug zu handhaben, sei es, daß sie selber Grundbesitzer waren und folglich, wie in Nürnberg und Ulm, das im Handel oder Gewerbe angelegte Kapital ungleich höher besteuerten als Grund und Boden; sei es, daß sie die Reicheren waren und es durch Einführung einer $6\frac{2}{8}$ prozentigen Einkommensteuer für Vermögen bis zu 15000 Gulden und einer festen Abgabe von 50 Gulden für alle höheren Vermögen erreichten, daß Vermögen über 16000 Gulden oder Einkommen über 800 Gulden = 460 Talern (wovon $6\frac{2}{8}$ Prozent = 50 Gulden) tatsächlich steuerfrei ausgingen. Diese probate Einrichtung einer umgekehrt progressiven Einkommensteuer der sogenannten „kleinen und großen Schätzung“ ist allerdings nur

---

1) Man kam sich eben fürstlich vor wie der alte König Artus mit seiner Tafelrunde.

2) Feuer-, Hagel-, Vieh-, Lebensversicherungen sind wie Sparkassen, Banken, Witwen- und Waisenkassen auch erst Errungenschaften des 18. Jahrhunderts.

aus einer einzigen Stadt bekannt und diese Stadt ist merkwürdigerweise Frankfurt.

Der Geschichtschreiber fällt leicht in den Fehler, seine „Helden“, in unserm Falle also Goethes Vaterstadt, über Gebühr herauszustreichen. Auch ist es wirkungsvoller, bald schwarz in schwarz, bald weiß in weiß zu malen. Märchen und Volkslied lieben es, böse und gute Menschen gegenüberzustellen, das mittelalterliche Volksschauspiel schwelgt in Engeln und Teufeln. Der Wahrheitsliebende wird in Gegenwart wie Vergangenheit dieser Versuchung zu widerstehen haben!

Also muß weiter zugestanden werden, daß von 51 Reichsstädten 35, unter ihnen vor allem die Hansastädte [1]) fortschrittlicher, d. h. demokratischer regiert waren als eben selbst Frankfurt. Außerdem war es noch gar nicht so lange her, daß sich die Zünfte ihre besondere Bank im Ratssaal erkämpft hatten. Und erst in fast dreißigjährigem Ringen von 1705—1732 war es gelungen, den sich mit Händen und Füßen sträubenden Patriziern das Kontrollorgan des 51er Ausschusses aufzudringen. Von wie schlimmen inneren Kämpfen die Stadt aber in früheren Jahrhunderten durchtobt war, davon zeugte der auf dem Brückenturm aufgesteckte Schädel eines Aufrührers namens Fettmilch augenfällig genug, „der von dreien oder vieren, wie die losen eisernen Spitzen auswiesen, seit 1616 sich durch alle Unbilden der Zeit und Witterung erhalten hatte“ (also doch eine Art Denkmal!), wie Goethe S. 128 erzählt und dabei auch der damals wie immer, wenn ein Prügelknabe herzu muß, stattgefundenen Judenschlachten gedenkt. Damals hatte der Rat gesiegt, nun hatte er doch nachgeben müssen, ertrug es aber nur mit Zähneknirschen, wie ein Zeitgenosse berichtet, daß ihm „Einige aus dem Pöbel über den Kopf gesetzt waren“. Die Bürger aber machten von ihrem neuen Recht des Dreinredens einen

1) Wohl infolge ihrer Berührung mit dem schon damals ob seiner demokratischen Verfassung in ganz Europa gerühmten England und mit Holland, das damals noch Republik war, wie außer ihm nur die Schweiz und Venedig.

bisweilen recht nichtsnutzigen und störenden Gebrauch und waren stolz, „nicht gleich den sie umwohnenden fürstlichen Untertanen abhängig zu sein, sondern sich selber regieren zu dürfen. Sie dünkten über jene Untertanen sich weit erhaben und schlossen sich mit stolzem Selbstgefühl von ihnen ab“.

Woran lag es aber, daß Frankfurt trotz so schwerer innerer Erschütterungen und einer schließlich doch noch recht mangelhaften Verfassung einen im Vergleich zu Nürnberg, Augsburg, Ulm doch recht guten Eindruck machte und in ihm nicht wie in diesen Städten allen von Rückständigkeit und Verfall viel zu spüren war? Warum verfielen Nürnberg, Augsburg, Ulm? Einen Grund kennen wir schon: den Dreißigjährigen Krieg, durch den ausgesprochene Handelsstädte besonders schwer getroffen werden mußten. Wir erleben's ja heute wieder und zwar heute in erster Linie an unsern Überseehandelsstädten Hamburg, Bremen. Also hätte die Zeit der höchsten Blüte für jene Städte kurz vorm 30jährigen Krieg gelegen? Aber aus welcher Zeit stammen jene Rathäuser, Bürgerhäuser und Dome, die wir noch heute mit Recht bewundern? Wie heißen die Dichter, Maler, Kunsthandwerker und Erfinder, die großen Handelsherren, die den Ruhm Nürnbergs und Augsburgs durch ganz Deutschland und über Deutschlands Grenzen hinaus begründeten? Hans Sachs, Albrecht Dürer, Peter Vischer, Peter Henlein (der Erfinder der Taschenuhr, der „Nürnberger Eier“) in Nürnberg, die Fugger und Welser in Augsburg. Und die lebten? Um 1500. Damals ging der Haupthandelsstrom, der das Wunderland Indien und den schätzereichen Orient mit dem Norden und Westen Europas verband, noch über das mächtige und reiche Venedig und über Oberdeutschland zum Rhein und befruchtete, wie der Nil Ägypten, das von ihm berührte Gebiet. 1498 wurde der weit bequemere und billigere, wenn auch tatsächlich längere Seeweg nach Ostindien um das Kap der guten Hoffnung herum gefunden. Die Folge? Jener Strom versiegte, ohne daß sich weltwirtschaftlich weniger geschulte Zeitgenossen diese Erscheinung zu erklären vermochten.

Deutschland und besonders Oberdeutschland wurde weltwirtschaftliches Hinterland und Suezkanal oder Bagdadbahn hätten geradezu damals gebaut werden müssen! Das stolze Augsburg, dessen „Pracht“ einst sprichwörtlich war, die Stadt der Fugger, von denen Karl V. rühmte, daß sie den ganzen Schatz der Krone Frankreichs mit barem Gelde auskaufen könnten, wie der Welser, die einst schon im Wettbewerb mit Spaniern und Portugiesen in Südamerika Fuß zu fassen erhoffen durften, bewahrte kümmerlich einen Rest seines früher so großartigen Handels als Wechselplatz und Mittelpunkt eines Verkehrs, der sich jetzt fast nur noch zwischen Österreich, Schwaben, der Schweiz und dem nördlichen Italien hin- und herbewegte und nichts von jenen Ausmaßen hatte, in denen einst die Warenzüge aus der Levante (dem Orient oder Morgenland) und die aus Flandern, England und Skandinavien in seinen Mauern sich begegneten. Seine Goldarbeiter und Holzschneider verfielen in steife Geschmacklosigkeit und ließen sich von der modernen französischen Kunst überflügeln. Und hatte es einst geheißen: „die Könige von Schottland möchten wünschen, so prächtig zu wohnen, wie ein mittelmäßiger Bürger von Nürnberg“, so ging auch dessen Wohlstand und damit seine Einwohnerzahl von einigen Hunderttausend auf (1740) nur noch 40000 zurück[1]). Ulm und Regensburg erging es noch schlimmer.

---

1) Eine „Wahre Abbildung der löbliche Reichsstatt Nürnberg“ aus dem Jahre 1664 trägt noch die stolze Inschrift:

Du schönes Nurenberg! der Stätte Königin,
Der Weißheit hohe Schul, der Künste Nehrerin,
Die durch der Tugend Lob reicht biß zur Wolckenbühn.
O wohl dir! die im Lehr-, im Wehr- und Nahrungsstand
Ist fast der ganzen Welt mit rath und that bekandt,
Es sey auch fürohin mit dir des Höchsten Hand.

Dieses ist die schöne Statt,
Die kaum ihresgleichen hat,
Mit gebäuen schön gezieret
Wird durch Klugheit wohl regieret.
Da das reine Gottes Wort
Schallet immer fort und fort,

Und nirgends wußte sich das Patriziat — so wenig wie manche von uns heute — in die neuen ärmeren Verhältnisse zu schicken, sondern suchte auf Kosten der Untertanen weiter so zu leben, wie es das von altersher gewohnt war, und so folgte dem vielleicht unausweichlichen materiellen Verfall der vielleicht nicht unbedingt notwendige moralische und kulturelle.

Am andern Ende, am Niederrhein, ging es dem stolzen Köln nicht anders. Einst das Hamburg des Mittelalters, wimmelt es im 17. und 18. Jahrhundert von Mönchen und Bettlern. Und in der Mitte Frankfurt? Lag es nicht an derselben nunmehr verödeten Straße? Jetzt kam ihm jenes alte kaiserliche Privileg, dem ähnlich später und bis auf unsere Tage Leipzig seine Welthandelsstellung verdankt, zugute: das Recht, Messe zu halten, und künstlich wurde aufrechterhalten, was auf natürlichem Wege nicht zu halten gewesen wäre. Gleichsam durch ein Brennglas wurden die sonst auseinanderlaufenden Handelsstrahlen, soweit sie wenigstens in der Ost-Westrichtung verliefen, in diesen beiden Punkten gesammelt, und durch eine Art Blasebalg ein schon verlöschendes Feuer unterhalten, bis es unter günstigeren Zeitverhältnissen wieder von selber brennen konnte. Nur in Frankfurt und Leipzig durften Ausländer ihre Waren zum Verkauf bringen. (Heute begnügt man sich mit der Ausstellung der Muster — Mustermesse! — und der Entgegennahme von Aufträgen.) Russische Kaufleute kamen in Zügen

---

Das mit Eifer wird gelehret
Und mit Andacht angehöret.

Der Gemeine Wohlfahrt haft
An der schönen Kaufmannschaft,
Deren weitbekannte Wahren
Über Land und Wasser fahren.
Ihre Häuser sind Paläst,
Ihre Mauern stehen fest,
Aber Gott, der sie beschützet
Ist das beste, das ihr nützet.

Das war aber alles schon damals Vergangenheit, auf deren Lorbeeren man ausruhte. Grabschrift! Nachruf!

von 200 Wagen, um französische Seide, den im 18. Jahrhundert so begehrten Luxusartikel (s. u. S. 67, 75) einzuhandeln. Und auf Straßen und Plätzen entstand jenes bewegte Treiben, das auf den Knaben Goethe solch lebhaften Eindruck machte (WuD S. 18) und das ihn bei seiner Ankunft in Leipzig, die in die Zeit der dortigen Michaelismesse fiel, sofort heimatlich berührte (S. 211); neben den Buden der Verkäufer standen solche, in denen Riesen und Zwerge, Mißgeburten, Akrobaten, Zauberkünstler und Bänkelsänger auftraten, standen Marionetten- und Kaspertheater und „Wachsfigurenkabinette der vornehmsten Personen", Käfige, in denen rare Tiere, 1747 in Leipzig sogar ein Rhinozeros, einem „neubegierigen und curiösen Publico demonstriret" wurden. Da drängten sich die Kinder um die buntgekleckstеn Bilderbogen und da gab es noch die schönen Geschichten von dem Erzzauberer Dr. Faust, von Genoveva und den vier Haimonskindern für ein paar Batzen zu kaufen (vgl. das Bild „Der Jahrmarkt in Plundersweilern" im Goethehaus). Diese Schaumessen sind uns „rudimentär" erhalten in unseren Schützenfesten[1]). Wenn heute der „Gebildete" davon nicht viel wissen will, liegt das sowohl an dem recht gesunkenen Stand dieser „Volksbelustigungen", wie an unserem wirklich stelzbeinigen Begriff von Bildung. Vielleicht wären wir nicht so gar phantasielos, wenn wir wie Goethe in empfänglichen Knabenjahren Schaumesse, Puppenspiel und bunte Bühne gehabt hätten.

Ein unerhörtes Glück, in Frankfurt geboren zu werden und aufzuwachsen! Wieviel von alledem, was andere höchstens aus Büchern lernten, gab es hier in Wirklichkeit zu sehen. Hier liefen die Juden noch in ihren Kaftanen und Bärten „zum Angedenken der ältesten Zeiten" (S. 129) herum, hier erschien des heiligen römischen Reiches ganze Herrlichkeit, wenn es galt, einen Kaiser zu krönen, hier gaben sich

---

1) Durch solche Überbleibsel, die von der alles verwandelnden Schmelzkraft der Geschichte verschont, man möchte sagen, vergessen worden sind, wird uns das Dichten und Trachten früherer Geschlechter aufbewahrt, konserviert, in des Wortes eigentlicher Bedeutung ver—gegenwärtigt.

Abgesandte aller Völker der Erde bis zu den Enden der damals bekannten Welt ein Stelldichein auf den Messen [1]). Und haben wir nun ein leibhaftiges Bild vor Augen, wie es in Frankfurt und anderen solchen Reichsstädten um die Mitte des 18. Jahrhunderts und in Goethes Knabenzeit aussah und zuging? Oder woran fehlt es noch? Wir wissen noch nicht recht, wie nun die Menschen selber außen und innen beschaffen waren, will sagen, was sie von früh bis abends in Patrizierhäusern und Bürgerstuben taten und dachten. Aber außer den Reichsstädten wie Frankfurt und großen „Landstädten" wie Leipzig gab es noch Residenzen wie Dresden, Stuttgart, Berlin und Weimar, und so wollen wir uns erst die noch, auch zunächst mehr von außen, und dann das ganze vornehme und bürgerliche Leben von innen beschauen. Wir haben nebenher bereits eine Reihe „Spiel-

1) Welche Vorstellungen machte man sich von der Welt? Jenseits des rauhen unwirtlichen Gebirges lag Rom, die ewige Stadt und noch immer heimliche Sehnsucht aller Deutschen (vgl. die „Prospekte" d. h Abbildungen im Hause von Goethes Vater S. 11), Bologna mit seiner Universität und die große Herrschaft Venedig, die so tapfer dem großen Türken widerstanden hatte. Man hoffte noch immer auf die Erlösung des Heiligen Grabes von den Muselmännern und sammelte in Europa Geld dafür. Im Osten die Krone Polen, das Reich des weißen Adlers, dahinter die Moskowiter, eben erst durch Peter den Großen etwas bekannter geworden. Dahinter wieder das Reich des Großen Mogul in Indien, in dem eben erst die Engländer anfingen Fuß zu fassen, und die „Chineser". Bis zu ihnen waren Jesuiten als Missionare vorgedrungen. Im Park zu Sanssouci standen bis vor kurzem astronomische Globen und Instrumente, von ihnen verfertigt und durch unsere Chinaexpedition nach Europa gebracht. Um England kümmerte man sich noch wenig. Man lernte Französisch, Italienisch und Holländisch, ehe man Englisch lernte. Holland war das Land der großen Maler und Ärzte. Der neue Mittelpunkt der Welt war aber Paris. Jenseits des großen Wassers, in Südamerika, herrschten noch immer Spanier und Portugiesen. Dort lag das Goldland Peru. Nordamerika mit seinen Huronen und Irokesen war noch wenig bekannt. Pennsylvanien an der Küste war das Zufluchtsland der „Ketzer" aller Art und galt als eine Art Zukunftsstaat. In Afrika gebot der Kaiser von Fez und Marokko. Weiter gen Mittag wohnten die Mohren. Reisebeschreibungen wie der Robinson, die Insel Felsenburg, Lord Ansons Reise um die Welt waren eine beliebte Lektüre (WuD S. 30). Selbst Homers Odyssee erschien als „Reisegeschichte des Ulysses", um desto eher gekauft und gelesen zu werden.

regeln" der Geschichte kennen gelernt. Merken wir sie uns und achten wir darauf, welche weiteren sich ergeben. Man muß sie möglichst alle kennen, wenn man das große Spiel der Geschichte und ihren Gang durch die Jahrhunderte verstehen und bewundern will!

Kaiser und Reich

Des heiligen römischen Reiches deutscher Nation äußere Herrlichkeit und innerer Niedergang. Reichsverfassung und Thronfolgekrieg. Hilflosigkeit des Reichstages und des Reichskammergerichtes. Die e(i)lende Reichsarmee. Eine kaiserliche Verfügung und eine Friedrichs des Großen. Ursachen des Verfalles von „Kaiser und Reich". Folgen der inneren Zerrissenheit für Verkehr, Handel und Gewerbe, Bevölkerungszahl und Volkswohlstand.

„Waren wir einmal im Römer, so mischten wir uns wohl auch in das Gedränge vor den bürgermeisterlichen Audienzen. Aber größeren Reiz hatte alles, was sich auf Wahl und Krönung der Kaiser bezog" (WuD S. 16). „Mit vieler Begierde vernahm der Knabe sodann, was ihm die Seinigen, sowie ältere Verwandte und Bekannte gern erzählten und wiederholten, die Geschichten der zuletzt kurz aufeinander gefolgten Krönungen. So prächtig die Krönung Karls des Siebenten (1742) gewesen war, bei welcher besonders der französische Gesandte mit Kosten und Geschmack herrliche Feste gegeben, so war doch die Folge für den guten Kaiser desto trauriger, der seine Residenz München nicht behaupten konnte und gewissermaßen die Gastfreiheit seiner Reichsstädte anflehen mußte. War die Krönung Franz des Ersten (1745) nicht so auffallend prächtig wie jene, so wurde sie doch durch die Gegenwart der Kaiserin Maria Theresia verherrlicht, deren Schönheit einen ebenso großen Eindruck auf die Männer scheint gemacht zu haben, als die ernste würdige Gestalt und die blauen Augen Karls des Siebenten auf die Frauen" (S. 17), und wenn wir im 5. Buche nachlesen, welch ein Ereignis die Krönung des jungen Josef zum römischen König

(d. h. zum kaiserlichen Thronfolger) für die Frankfurter bedeutete, in welcher märchenhaften Pracht des alten heiligen römischen Reiches ganze Herrlichkeit den Zeitgenossen erschien, möchten wir irre werden, ob wirklich, wie wir behaupteten, die Macht des Kaisers so tief gesunken war. Freilich unter dem Fußtritt Napoleons erlosch sie gänzlich, aber wie plötzlich so etwas unter Umständen geschehen kann, haben wir noch eben erlebt, und doch war Kaiser Wilhelm II. zweifellos der mächtigste Fürst im Reiche. Das waren aber weder Franz noch Josef. Wessen Name fällt uns denn zuerst ein, wenn es sich um die deutschen Fürsten im 18. Jahrhundert handelt? Der des Kurfürsten von Brandenburg, Königs in Preußen (d. h. Ostpreußen, s. u. S. 32), Friedrichs II., Friedrichs des Großen! Vielleicht nur, weil wir in der Schule königlich preußische Geschichte gelernt haben? Aber wer war denn Kaiser? Schlagen wir nach! 1705—11 Josef I., 1711—40 Karl VI., 1740—42 niemand, weil sich zwei um die Krone stritten, nämlich Karl VII. 1742—45 und nach dessen Niederlage 1745—65 Franz I. und von 1765—90 dessen und Maria Theresias Sohn Josef II. Ist einer unter ihnen, die bei ihrer Krönung einer wie der andere im Ornat Karls des Großen erschienen, so bekannt geworden wie Karl der Große oder wie Barbarossa, oder wie Rudolf von Habsburg oder wie — der große Kurfürst, Friedrich der Große, ja auch nur wie August der Starke und Karl August von Weimar? Dachten die Zeitgenossen anders? Die kaiserliche Dynastie hieß wohl Deutschlands Unglückshaus (fatalis familia Germaniae), das römische Reich das „römische Arm“ (Kapuzinerpredigt in Wallensteins Lager) oder „ein Wirrwarr von Gottes Gnaden“ (confusio divinitus conservata) oder „ein Etwas, das einer Mißgeburt ähnle“ (monstro non absimile), selbst die biederen Frankfurter sahen darin, daß in der Reihe der Kaiserbilder im Römer nur noch ein Platz übrig war, ein verdächtiges Vorzeichen (S. 17), begriffen durchaus, daß sich Josef II. mit Krone und Szepter Karls des Großen selbst lächerlich vorkam (S. 174), freuten sich verstohlen über die respektwidrigen Späße, die sich der preußische Gesandte in den feierlichsten

Augenblicken erlaubte (S. 158, 163, 180), machten aus der „eilenden“ eine „elende“ Reichsarmee [1]) und waren mit halb Deutschland, wo nicht offen, doch heimlich in ihrem Herzen preußisch oder wenigstens „fritzisch“ und das hieß reichs- und kaiserfeindlich gesinnt (S. 40). Am schlagendsten aber für die Bedeutungslosigkeit des Kaisertums ist, daß in Schrift und Wort durch das ganze Jahrhundert unendlich viel von einzelnen Fürsten, sei es im Guten oder Schlimmen, die Rede ist, über den Kaiser herrscht eisiges Schweigen, Kaiser und Reich sind nicht mehr „der Rede wert“. Im Orbis pictus, der Welt in Bildern, dem Schulbuch des 17. Jahrhunderts, das aber auch Goethe noch benutzte (S. 29), wird noch von der kaiserlichen Majestät (in Kap. CXXXVIII = 138) erzählt. In Basedows Elementarbuch, dem entsprechenden Anschauungswerk des späteren 18. Jahrhunderts, ist auf Tafel LXXVIII = 78 nur noch Kaiser Karl V. auf dem Reichstag zu Augsburg 1530, als Gegenstück aus der Gegenwart die Konferenz der Gesandten der drei an der Teilung Polens (1772) beteiligten

---

1) Die Reichsarmee wurde im Kriegsfall aus den „Territorialkontingenten“ zusammengestoppelt. Oft kam ein ganzes Regiment nur zustande, indem ein Graf den Obristen, eine fürstliche Äbtissin den einen, ein Reichsritter den anderen Hauptmann, eine Reichsstadt den Leutnant stellte, die sich untereinander entsprechend vertrugen und, da keiner auf Beförderung rechnen konnte, keinen sonderlichen Diensteifer zeigten. „Das Regiment“, das Magister Laukhard in Darmstadt zu sehen bekommt, „ist das Darmstädter Kreisregiment und muß zu der Reichsarmee stoßen, wenn dieses Heldenkorps zu Felde zieht. Bei Roßbach sind die Darmstädter recht exemplarisch gelaufen. Die Offiziere haben meistens von der Muskete an gedient und sind endlich zu Chargen gelangt (Offiziere geworden), aus keinem anderen Grunde, als weil sie lange gedient hatten. Ihre Lebensart ist nicht die beste. Außer Dienst sitzen sie auf den Dorfschenken, auf dem Schießhaus, bei Eberhard Busch oder sonst in einer Kneipe, machen mit Knoten oder Philistern und mit Studenten Brüderschaft und spielen Tarock, sechs Marken zu einem Pfennig. Sehr wenige dieser Herren sind von Adel. Unter den Soldaten gibt es sehr viele alte Invaliden; sonst sind sie lauter Landeskinder.“ Er selber läßt sich als verpfuschter Student später anwerben und lernt dieses Sammelsurium von Kraftflegeln, Stutzern, Liedrianen und entlaufenen Verbrechern aus eigener Anschauung kennen.

Mächte Österreich, Rußland, Preußen abgebildet! Kaiser und Reich sind durchaus Nebensache!

Wo saß er überhaupt, der Kaiser? in Berlin? Nein. In Aachen? Da hatte noch „König Rudolfs heilige Macht beim festlichen Krönungsmahle“, umgeben von den Kurfürsten, „den Wählern den sieben“ gesessen, wie Schiller uns mitteilt. In Frankfurt? Da erschien der Kaiser noch jetzt, um sich krönen zu lassen; aber wohin ging er wieder? Reiste etwa umher wie Karl der Große? Karls VII. Residenz war, wie wir lasen, München; Franz' I. Gemahlin war Maria Theresia und von der Theresl schwärmen noch heute alteingesessene Wiener, und ihr Sohn, eben Josef II., ist der Wohltäter Wiens und Österreichs geworden und sein Reiterbild steht mit demselben Rechte auf dem Josephsplatz in Wien, wie das Friedrichs des Großen unter den Linden. Karl VII., das war der Kurfürst Karl Albert von Bayern; warum sollte nicht auch einmal wieder wie schon seinerzeit Ludwig „der Bayer“ zwischen Habsburgern, Luxemburgern, Nassauern und Lothringern ein Bayernfürst Kaiser werden und sich als Nachfolger Karls VI. Karl VII. nennen? Deutschland war ja doch keine Erbmonarchie, die ist es nur von 1871 bis 1918 gewesen, sondern ein Wahlreich, in dem jeder neue Kaiser von den ursprünglich sieben Kur-, d. h. Wahlfürsten (vgl. küren, erkoren) [1]) gewählt und in den ältesten Zeiten auch noch vom Papst bestätigt werden und sich persönlich von ihm in Rom selbst krönen lassen mußte, um wirklich als berechtigter Erbe der alten römischen Kaiser und Haupt der Christenheit zu gelten. Es war aber wie in allen Wahlmonarchien gegangen. Beinahe regelmäßig war es zur Aufstellung von Gegenkandidaten gekommen; als Kaiser Maximilian 1519 starb, wäre beinahe

1) Den drei geistlichen: den Erzbischöfen von Kurköln, Kurtrier und Kurmainz, und den vier „weltlichen“: dem König von Böhmen — das war jetzt der Erzherzog von Österreich, also meistens der Kronanwärter selbst —, dem Kurfürsten von der Pfalz, dem Kurfürsten von Sachsen und dem von Brandenburg, zu denen neuerdings noch der Kurfürst von Bayern und als neunter der von Hannover gekommen waren.

der Kurfürst Friedrich der Weise von Sachsen, Luthers Schutzherr, beinahe sogar der König Franz I. von Frankreich („In seinem Löwengarten das Kampfspiel zu erwarten saß König Franz“, Schillers „Handschuh“) deutscher Kaiser geworden, und bei der Bedeutung, die immerhin Karl V., der schließlich gewählt wurde, für das deutsche Volk und die lutherische Reformation gehabt hat, wären die Folgen eines anderen Wahlausfalles nicht zu ermessen gewesen. Seit jener Zeit hat man sich, der Kämpfe müde und das böse Beispiel Polens vor Augen, ja nicht etwa aus treuer Anhänglichkeit an das angestammte Herrscherhaus, stillschweigend immer auf den ältesten männlichen Habsburger geeinigt, ja als Karl VI. 1740 ohne männliche Nachkommen starb, sogar seine Tochter, eben Maria Theresia mit ihrem Gemahl Franz I. von Toskana (Hauptstadt Florenz! damals habsburgisch!) — allerdings erst nach fünfjährigen Kämpfen gegen jenen Bayer und, im Bunde mit diesem, Friedrich II. — gegen alles Herkommen als deutsche Kaiserin anerkannt. Aus Goethes Worten ist man versucht zu schließen, daß ihre Schönheit nicht ohne Einfluß auf die Gemüter der Zeitgenossen gewesen ist. „Beinahe“ übrigens hätte sie sich in jungen Jahren mit Friedrich II. verheiratet; so ging wenigstens zeitweise das Gerücht! Alsdann hätte es keinen siebenjährigen Reichskrieg gegeben und das Haus Habsburg hätte abermals den früher oft befolgten Spruch beherzigt: „Andere mögen Kriege führen (um ihre Macht zu vergrößern), du glückliches Österreich heirate!“ 1748 hatte dann „der Aachener Friede aller Fehde ein Ende gemacht und alles Bedeutende und Gefährliche schien, wie es nach einem abgeschlossenen Frieden zu gehen pflegt, sich nur ereignet zu haben, um glücklichen und sorgenfreien Menschen zur Unterhaltung zu dienen“ (S. 18, vgl. auch den Anfang des 2. Buches S. 39). „Ganz Europa“, schrieb der Franzose Voltaire (spr. Woltähr), „hatte keine schöneren Tage gesehen als die Tage nach dem Aachener Frieden bis zum Jahre 1755. Der Handel blühte von Petersburg bis Cadix (bei Gibraltar), die schönen Künste standen überall in Ehren, alle Völker verkehrten mit-

einander: Europa glich einer großen Familie, die sich nach ihren Zwistigkeiten geeinigt hat."

Also war Wien die Reichshauptstadt und Sitz der Reichsregierung? Mit Ministerien, Reichstag, Reichsgericht? Gewiß war Wien schon im 18. Jahrhundert eine bevölkerte Stadt (vgl. o. S. 13 Anm.). Das lag aber zum Teil daran, weil es im weiten Umkreis überhaupt die einzige größere Stadt war. Österreich ist ja bis heute auffallend arm an großen Städten geblieben. Und wenn man Abbildungen von der „Stadt Wien im Österreich" und etwa Nürnberg oder Frankfurt um 1650 miteinander vergleicht, nimmt sich Wien wie eine kleine Festung gegenüber dem türmereichen weitberühmten Handelsplatze aus. Wien war Residenz der Erzherzöge von Österreich, weiter nichts! Der Reichstag, früher zur Zeit Luthers etwa von Fall zu Fall bald nach der, bald nach jener Stadt berufen, saß jetzt dauernd in Regensburg, wodurch diese ebenfalls aufs Trockene gesetzte alte Reichsstadt an der Donau einigermaßen am Leben erhalten wurde, ähnlich wie das schlafende Weimar durch die Nationalversammlung zu neuem Leben, besser Scheinleben begnadet wurde. Der Reichstag selbst aber hatte dadurch nicht etwa an Bedeutung gewonnen. In ihm saßen in je einer „Kammer" oder „Kurie" die Kurfürsten, die Fürsten und die Reichsstädte (zusammen: „Reichsstände"), letztere ohne Einfluß, da nach Kurien abgestimmt wurde und Kurfürsten und Fürsten meist zusammengingen. Natürlich konnten die Fürsten selbst nicht dauernd in Regensburg sein, sie hatten dort ihre Gesandten. Diese aber hatten keine Vollmacht, sondern mußten sich vor jeder wichtigen Abstimmung erst „Instruktionen" holen, wodurch bei der Umständlichkeit des damaligen Reisens das Arbeitstempo unglaublich verlangsamt wurde. Wichtigen Entschlüssen ging man schon deswegen aus dem Wege, weil die dazu geforderte Einstimmigkeit doch nicht zustande kam; statt dessen schlug man die Zeit mit Nichtigkeiten tot. So z. B. füllten die Reichstagssitzungen von 1749/50 folgende Gegenstände aus: 1) der sachsen-weimarische Vormundschaftsstreit (viermal), 2) ein Streit der beiden hohenlohischen Linien

wegen einer Belehnung fürs Gesamthaus, 3) ähnliche Streitigkeiten zwischen den kleinen sächsischen — also thüringischen — Häusern, 4) wieder eine Lehnssache, Kurköln betreffend (zweimal), 5) eine Differenz zwischen den Herzögen von Mecklenburg und ihrer Ritterschaft, 6) desgleichen zwischen Magistrat und Kaufmannschaft von Nürnberg, 7) noch verschiedene andere Streitigkeiten zwischen fürstlichen Häusern, 8) Klagen mehrerer Reichsstände über die Anmaßungen der Reichsritterschaft und die angeblich von Kaiser und Reichshofrat (einer kaiserlichen Privatbehörde in Wien) dieser letzteren zum Nachteil der Reichsstände gewährte Unterstützung, 9) Klagen des Reichskammergerichts (s. u.) über rückständige Beiträge und Anzeige, daß man den von Brandenburg abgeordneten Kammergerichtsbeisitzer so lange nicht zulassen werde, bis Brandenburg seinen Beitrag gezahlt, nebst der Remonstration (Verwahrung) des brandenburgischen Reichstagsgesandten dagegen; endlich 10) als einzige Angelegenheit von allgemeinem Reichsbelang: Beschwerdeschrift der Arbeiter an der Reichsfestung Philippsburg (bei Speier am Rhein) wegen rückständigen Lohnes und dringende Bitte um Auszahlung desselben, andernfalls Einstellung wichtiger Arbeiten erfolgen müsse. Diese letzte Vorstellung ward zu den Akten gelegt! Schließlich legten die Fürsten auf eigene Reichstagsgesandten kaum noch Wert und verwendeten die hierfür bisher bereitgestellten Summen, besser oder — schlechter, für je nach ihrer Sinnesart nützlichere oder — angenehmere Dinge.

Das Reichskammergericht finden wir in Wetzlar im Hessischen, und man lese darüber Goethes eigene Erfahrungen im 12. Buch von Dichtung und Wahrheit und in den ersten Auftritten seines Faust nach. Ein einziger Prozeß um eine reichsgräfliche Besitzung hatte nicht weniger als 188 Jahre gedauert und die Zahl der rückständigen Sachen war im Jahre 1772 auf 61 231 angelaufen. Oft war niemand mehr vorhanden, den die Sache anging, wenn sie wirklich endlich entschieden wurde. Gegen einflußreiche und „vermögende“ Reichsstände konnten weder Reichstag noch Reichs-

gericht etwas ausrichten. Gab es auch keine Götz von Berlichingen mehr, so kam es oft genug zu feineren, versteckteren, darum nicht weniger rechtswidrigen und wirksamen Akten der Selbsthilfe: willkürlichen Grenzsperren usw., und in ihren Ländern schalteten die Fürsten und Fürstchen völlig nach Belieben. Angenehm war es ihnen dennoch nicht, wenn über ihre Mißregierung „Geschrei beim Reichshofrat" entstand und in Wien ein Kaiser saß, der wie Josef II. gelegentlich durchgriff: „Wir Joseph der Zweite usw. entbieten dem Fürsten von Reuß Unsere Gnade und alles Gutes. Hierum so gebieten Wir Dir von Römisch Kaiserlicher Majestät und bei Strafe zehn Mark löthigen Goldes hiermit ernstlich und wollen, daß Du ferner nicht mit Thätlichkeiten, sondern im Wege Rechtens fürschreiten, Dich in den Rechtssachen aller einseitigen Rescripte oder sogenannter Cabinetsordres enthalten, den N. N. wieder in sein Amt einsetzen, auch alle desfalls verursachte Kosten ersetzen sollest. Deme in allem gehorsamlichst nachkommst, als lieb Dir sein mag vorangedrohte Pön (Strafe) zu vermeiden. Daran geschieht Unsere ernstliche Meinung. Wir laden daneben Dich, durch Deinen Anwalt zu erscheinen, glaubliche Anzeige und Beweis zu tun, daß diesem Unsern kaiserlichen Gebote alles seines Inhaltes gehorsamlich gelebt sei, oder, wo nicht, alsdann zu sehen und zu hören, Dich um dieses Ungehorsams willen in vorgemeldte Pön gefallen sein. Darnach Du dich zu richten!" Von allen Kanzeln herab aber wurde nach altem Herkommen noch immer für Kaiserliche Majestät gebetet, in Preußen selbst noch unter Friedrich dem Großen, bis dieser unterm 24. Juni 1750, also erst nach den beiden schlesischen Kriegen verfügte: „Es ist bishero in Meinen deutschen Landen (zum Unterschied von Ostpreußen, das außerhalb des deutschen Reiches lag[1])) bekannter Maßen der Gebrauch gewesen, daß in dem öffentlichen allgemeinen

1) Dort wo er ganz selbständiger König, wie der Kurfürst von Hannover zugleich englischer König, der Kurfürst von Sachsen König von Polen und die Habsburger Könige von Ungarn waren. Monstro non absimile!

Kirchengebete vor (= für) den römischen Kaiser unter andrem mit gebetet worden. Da solches aus einem alten übel verstandenen Gebrauch hergekommen und dergestalt bis zu jetzigen Zeiten observiret (beobachtet) worden (vgl. o. S. 14), Ich aber solche Ceremonie nach sich sehr geänderten Umständen und nach der jezigen Verfassung des Reichs nicht allerdings mehr convenable (passend) finde und dahero gern sehen möchte, daß diese, obgleich an sich indifferente (gleichgültige), dennoch dem gemeinen Volke ein und andre falsche Impressions (Vorstellungen) machende Formalité in meinen deutschen Provinzen nach und nach und sonder allen Eclat (Aufsehen) in das Vergessen geraten und abgestellet werden könnte, so habe Ich Euch Meine Intention (Absicht) desfalls dahin zu erkennen geben wollen, wie es Mir zu gnädigem Gefallen gegen Euch gereichen wird, wann Ihr unter der Hand und ohne daß solches einigen Eclat verursachen und Mein Name und Autorité dabei gebrauchet werden müsse, (es) dahin richten können werdet, damit wenigstens zuerst in Meinen diesseits der Weser belegenen Provinzien und nachher so weiter in denen Kirchen des platten Landes, auch demnächst in denen kleinen Städten die Vorbitte vor den römischen Kaiser in dem allgemeinen Kirchengebete weggelassen werden müsse, und zwar dergestalt, daß solches nicht geschiehet, als ob es befehlsweise wäre, sondern gleichsam als ob es die Geistlichen vergessen oder von sich unterlassen hätten, damit auf solche Maße das gemeine Volk von solcher Formel abgewöhnet und solches demnächst und im Verfolg der Zeit auch in denen großen und Hauptstädten unterlassen werden könne. Ich will Eurer guten Einsicht und Überlegung überlassen, auf was Art und mit was vor Adresse (Geschick) Ihr diese Meine Intention zu erreichen suchen werdet, verbiete Euch aber zugleich hiebei, daß Ihr durchaus von dieser Meiner Ordre nicht den geringsten Eclat machen oder solche an jemanden zeigen noch lesen lassen wollet, damit daher kein unnötiges Geschrei entstehen könne."
Für Kaiser Wilhelm II. ist selbst in Bayern noch 1918 gebetet worden! Hier jähes Erlöschen, dort langsames Siechtum.

Und wie war es gekommen, daß die Macht des Kaisers so tief gesunken war, während doch die französischen, ja auch die englischen Könige wirkliche Herren in ihren Ländern waren; und daß die Landkarte von Europa ausgerechnet nur in Deutschland und in Italien, das ja in alten Zeiten ebenfalls dem römischen Kaiser untertan war, bis ins zweite Drittel des 19. Jahrhunderts so überaus buntscheckig ausschaut? Verschiedene Gründe: (wie immer in der Geschichte, z. B. bei Entstehung des Weltkrieges, bei unserem Zusammenbruch und gegenwärtiger Not)! 1. wirkte schon im Mittelalter nachteilig, daß der Kaiser gewählt wurde und sich vor der Wahl die Gunst seiner Wähler durch Preisgabe eigener Machtbefugnisse erkaufen, seine Mitbewerber gleichsam unterbieten mußte. In ihrem eigenen Interesse entschieden sich die Fürsten gern für den von vornherein schwächeren, wie man auch heute nicht gern den Tüchtigsten als Präsidenten sieht. 2. bedurfte der Kaiser, um seine außerdeutschen Erblande, z. B. Ungarn, gegen die Türken zu verteidigen, der Unterstützung der Reichsstände: Soldaten von den Fürsten, Geld von den Reichsstädten, was wiederum weitere Rechte kostete (vgl. o. S. 14): die auswärtige Politik untergrub die Stellung im Reiche. 3. suchte er umgekehrt durch Vergrößerung seiner eigenen Länder, also Österreichs, seine Macht im Reiche zu heben, geriet aber dadurch nur in immer schärferen Gegensatz zu den anderen Fürsten und verlor über diesen seinen Privatsorgen das Interesse am großen Ganzen des Reiches (fatalis familia Germaniae). 4. gehorchten ihm, dem Katholiken, seit der Reformation die protestantischen Fürsten nur mit Widerstreben und nur mit Widerstreben die katholischen, weil er wohl oder übel die Ketzer im Reiche duldete. Er kam sich vor wie „zwischen zwei Stühle gesetzt" (wie ähnlich heute manche Regierung zwischen Links und Rechts). 5. Schon durch den Schmalkaldischen Krieg (um 1550) waren die Fürsten recht übermütig geworden, der Westfälische Friede (1648) hatte ihnen gar das Recht, unter sich und mit dem Ausland Bündnisse zu schließen, verliehen. 6. Zeitweilig hatten auswärtige Könige, z. B. der

von Schweden für Westpommern, Wismar und Bremen-Land (seit 1648 schwedisch) Sitz und Stimme im Reichstag, umgekehrt regierten deutsche Fürsten in Königsberg, Warschau, Budapest und London. Confusio divinitus conservata! Letzten Endes aber war an der Ohnmacht des deutschen Reiches einmal seine ungünstige Lage inmitten Europas ohne genügende natürliche Grenzen und dann das Vorwiegen religiöser, überhaupt geistiger Fragen, mit denen wir uns — als ein rechter Stamm Levi — für die anderen Völker mit abgequält haben, an unserer äußeren und inneren Zerrissenheit schuld; Tatsachen, an denen nicht viel zu ändern ist und denen gegenüber es eines weit größeren Aufgebots an starkem Willen nach außen und gutem Willen im Innern bedarf, um unser bloßes Dasein zu sichern, solange es in der Welt noch hart auf hart geht, als es andere glücklichere und — oberflächlichere Völker nötig haben.

Infolge der Ohnmacht von „Kaiser und Reich" war die Buntscheckigkeit Deutschlands im 18. Jahrhundert doppelt schlimm. Man denke sich das ganze Reich wie Thüringen vor der Einigung und man erhält an die 2000 Einzelterritorien unter über 100 Gebietern. Von diesen war aber überdies jeder auf seinen eigensten kleinen Vorteil bedacht und sperrte sich eigensinnig und eigennützig gegen den Nachbar durch Zollschranken und andere Verkehrsschwierigkeiten ab. Gab es doch zwischen Straßburg und der holländischen Grenze allein 30 Zollstätten auf dem Rhein, die noch dazu an verschiedenen Ufern lagen, so daß bei der Bergfahrt die Pferde des öfteren umständlich übergesetzt werden mußten (vgl. o. S. 2). Im Clevischen, dem nördlichsten Zipfel und Ausgangsland der späteren Rheinprovinz (nach Einpreußung der Herzogtümer Jülich und Berg und der Erzbistümer Köln und Trier) durfte überhaupt nicht zu Schiff weitergefahren werden, weil der dort gebietende preußische König seiner Post jedmöglichen Verdienst zuwenden wollte. „Briefe von Karlsruhe nach Arolsen werden in Frankfurt nicht zum dasigen hessischen Postamte abgegeben, sondern von den Taxischen Offizianten (Beamten, vgl. „Offiziere")

nach Amönaberg spediert, von wo sie ein Bote Montags nach Marburg bringt; dort bleiben sie bis zum Abgang der Post am Mittwoch Abend, da (während) sie durch die hessische Post zu Frankfurt am Sonntag schon nach Marburg und von da gleich fort hätten spediert werden können." Überall verschiedene Münze, Maß und Gewicht. Ein Anfang des Jahrhunderts gemachter kühner Versuch einer Münzeinigung scheiterte. In Augsburg maß man allein nach fünf verschiedenen Ellen. Überall galt ein anderes Recht. Missetäter begaben sich einfach über die nahe Grenze (vgl. Schillers Flucht nach Mannheim, anderseits aber Voltaires Verhaftung in Frankfurt auf preußischen Befehl!) Die Freizügigkeit war möglichst erschwert. Abzug „aus Fürwitz" kostete z. B. in Augsburg 10 Prozent vom Vermögen. Dabei schnitt sich natürlich jeder Staat ins eigene Fleisch, und einsichtige Fürsten waren zu Vereinbarungen bereit, aber die kurzsichtigen Nachbarn trauten ihnen nicht über den Weg oder glaubten ihrer Würde und „Souveränität" etwas zu vergeben. „Sollte denn keine Fürstenhansa möglich sein, nachdem vor Jahrhunderten schon eine Städtehansa wirklich gewesen ist? Wäre auch nur der größte Teil des nördlichen Deutschlands in einen solchen Handelsverein zu bringen, so würde derselbe schon bedeutend genug sein, um die günstigsten Traktate zu schließen und damit für die verbündeten Länder die Quelle zu einem Wohlstande zu öffnen, den sie bisher noch nie gesehen." Aber „eher würden sie einen Handelstraktat mit dem Kaiser von Fez und Marokko und mit den Japanern zustande bringen, als einen dieser Träume, bei so verschiedenem Interesse der vielen deutschen Länder und Reichsstädte, je erfüllt sehen". Manche priesen die deutsche Kleinstaaterei. Das seien „wahre Gärten Gottes", wie ja auch verständlich, weil kleine Länder viel leichter und also (!) besser zu regieren seien als große! Und gut regieren müsse ja ein jeder Fürst, weil ihm sonst seine Untertanen über die Grenze liefen. Friedrich der Große spottete über Kaiser und Reich als über eine „Erlauchte Republik von Fürsten mit einem erwählten Oberhaupt an der Spitze".

Leibniz, der Philosoph und Staatsmann (1646—1716), erkannte bei Beginn des Jahrhunderts, daß eine so „monströse und korrumpierte“ Staatseinrichtung wie das deutsche Reich nur durch einen absoluten Herrscher, ähnlich dem französischen König, einigermaßen in Ordnung gebracht werden könnte.

Bei solcher Zerrüttung und Zerrissenheit im Innern und Ohnmacht nach außen mußte es Gewerbe und mehr noch der Handel doppelt schwer haben, sich von den unmittelbar verheerenden Wirkungen des Dreißigjährigen Krieges zu erholen. Die Bevölkerungszahl wie der Geldwert erreichte erst um die Mitte des 18. Jahrhunderts wieder den von vor dem Kriege. In 2300 Städten, 3000 Marktflecken, 10000 Dörfern und 30—40000 Rittersitzen lebten 26—30 Millionen Menschen, die, weil wenig erzeugt, so gut wie nichts ausgeführt und infolgedessen auch nichts eingeführt wurde außer Luxuswaren (vgl. u. S. 43) für die oberen Zehntausend, kümmerlich und bescheiden genug ihr Dasein fristeten [1]. „Fast alle

---

1) Hierzu einige Zahlen (nach Biedermann), mit denen man die entsprechenden Zahlen von heute im Statistischen Jahrbuch vergleichen wolle:

Nahrung: jährlicher Durchschnittsverbrauch an Getreide auf den Kopf 7—15 Scheffel, d. i. immerhin beträchtlich, dafür der an Kartoffeln kaum nennenswert, der an Fleisch 30 Pfund. Branntweingenuß nimmt im Laufe des Jahrhunderts rasch zu. Bier wird namentlich in Bayern bereits sehr viel getrunken. 1640 wird in Hamburg durch einen holländischen Arzt das erste Kaffeehaus angelegt, auch der Leipziger „Kaffeebaum“ stammt noch aus dem 17. Jahrhundert. Durchschnittsverbrauch im 18. Jahrhundert jährlich etwa 1—1½ Pfund, Tee 3 Gramm, Zucker 1½—1¾ Pfund, Tabak 1 Pfund (zumeist in der Pfeife geraucht, Zigarre eigentlich erst durch spanische Soldaten Napoleons in die Mode gebracht).

Wohnung: die Häuser vielfach noch mit Holz oder Stroh gedeckt; Fachwerkbauten mit Lehmwänden; kleine runde in Blei gefaßte Fensterscheiben; ungedielte Vorsäle; in den Wohnräumen Holztische und -stühle, allenfalls mit grünem Tuch bezogen; grünwollene Fenstervorhänge, irdenes, bestenfalls zinnenes Tischgeschirr; Kerzen- oder Ölbeleuchtung; in der „Visitenstube“, die noch immer bei uns in der „Provinz“ als „gute Stube“ fortlebt, Familienporträts, Porzellan- und andere „Nippes“.

Straßenbeleuchtung: in Berlin schon 1682 (vorher aus jedem dritten Hause eine Hauslaterne), in Leipzig erst 1702 (zugleich wird fernere Verwendung von Fackeln usw. verboten), in Darmstadt erst in den sech-

deutsche Arbeit hat zu unserer Zeit etwas Unvollendetes", klagt der patriotische Justus Möser, „desgleichen wir an keinem alten Kunststück und gegenwärtig an keinem echt engländischen Stücke antreffen. So sehr ist das Handwerk zugleich mit der Handlung (dem Handel) gesunken. Die einzige Aufmunterung kommt jetzt noch von den Höfen, und was sollen einige wenige mit Besoldungen angelockte Hofarbeiter gegen Handwerker, die während des hanseatischen Bundes für die ganze Welt in die Wette arbeiteten." „Wir wollen nach Bremen reisen, um den dortigen Kaufleuten den Sand in ihre Schiffe schieben zu helfen, welchen sie zum Ballast einladen; wir wollen uns von den Franzosen zu Nantes (spr. Nangt) auf die Sandberge führen lassen, welche dort am Hafen von den Bremern wieder ausgeschoben werden und unter dem Titel: Les produits de l'Allemagne (Läh prodüi delallemanj = Deutsche Erzeugnisse) bekannt sind. Das wollen wir tun! Unser Phlegma (unsere Dickfelligkeit) schickt sich zu allem — warum nicht auch hierzu?"

---

ziger Jahren und auch nur in nächster Umgebung des herrschaftlichen Schlosses „vom Neumond des September bis zum ersten Viertel des April" an je 16 Tagen im Monat.

Straßenreinigung: Dem großen Kurfürsten gelang es in Berlin mit Mühe, das Anbringen von Schweineställen vor den Häusern auf offener Straße zu unterbinden. Pflasterung nur in einigen Straßen der Residenzen. Brunnen in Form offener Ziehbrunnen mit Schwengeln und Kübeln. „Als besonderen Vorzug Leipzigs rühmten Reisende, daß daselbst die Straßen mittels hindurchgeleiteten Wassers gereinigt würden, während andere über den furchtbaren Schmutz und den verpestenden Geruch klagten, der namentlich gewisse Gegenden Berlins verunzierte."

Kleidung: Verbrauch an Tuch durchschnittlich $^5/_8$ Elle, Leinwand 4 Ellen, Seide $^1/_4$ Elle, Baumwolle $^3/_4$ Elle (die Elle etwa = 60 cm). In den oberen Schichten demgegenüber märchenhafter, wenn auch oft recht fadenscheiniger Luxus.

Vergleiche ferner die Anmerkungen auf S. 62, 79, 82, 134.

An den Höfen der Fürsten

Gute und böse Fürsten im Urteil der Zeitgenossen. Landesväter, Landesherren. Fassadenkultur in Dresden, Versailles, Wien, Mannheim, Ludwigsburg. Bediente und Beamte. Verderblicher Einfluß auf das Bürgertum der Residenzen. Geldaufbringung durch Menschenhandel, Steuern und Hebung der Industrie. Musterfürsten, vor allem Friedrich Wilhelm I., Friedrich der Große und Josef II. Aufgeklärter Absolutismus.

„Ja! ja! Ich verstehe! Weislingen, wären die Fürsten, wie Ihr sie schildert, wir hätten alle, was wir begehren, Ruhe und Frieden! Ich glaub's wohl! Den wünscht jeder Raubvogel, die Beute nach Bequemlichkeit zu verzehren. Wohlsein eines jeden! Daß sie sich nur darum graue Haare wachsen ließen! Und mit unserm Kaiser spielen sie auf eine unanständige Art", so läßt Goethe seinen ehrlichen Götz reden gegen Weislingen, der sich „zum ersten Hofschranzen eines eigensinnigen, neidischen und üppigen Pfaffen (des Bischofs von Bamberg) verkrochen." Der Kaiser, der „'s gut meint und gern bessern möchte", ist Maximilian (s. S. 27), und Goethe war gewiß bemüht, die alten Zeiten zu schildern; manches aber war im 18. Jahrhundert noch recht ähnlich, und manchem, der den Götz las oder sah (1773), mögen diese Worte aus dem Herzen gesprochen gewesen sein, zum Beispiel dem jungen Schiller, der damals unter den Launen seines Herzogs Karl Eugen von Württemberg zu leiden hatte und seinerseits seinem Herzen Luft machte in den Räubern (1781), auf das Titelblatt aber einen wütigen Löwen mit der Unterschrift: Nieder mit den Despoten und Tyrannen! setzte. Man denke ferner an den Prinzen in Lessings Emilia Galotti (1772), der ein Todesurteil ungelesen mit den Worten „Recht gern!" unterschreiben will. „Hinweg du Hund!" schnaubt fürchterlich der Graf (Bürgers „Wilder Jäger", 1773) den armen Pflüger an ... „und Hund und Mann und Roß zerstampfte die Halmen, daß der Acker dampfte". „Die Bauern waren durchaus arme Leute, und eben damals (1776, als Magister Laukhard durchs Hessen-Kasselsche kommt)

hatte der Landgraf seine Untertanen nach Amerika verhandelt (um sie auf englischer Seite gegen die freiheitslustigen Nordamerikaner kämpfen zu lassen). Da liefen einem die halbnackten Kinder nach und klagten, daß ihre Väter nach Amerika geschickt wären, und daß ihre armen verlassenen Mütter und ihre alten abgelebten Großväter das Land bauen müßten. Das war ein trauriger Anblick. Dergleichen empört tausendmal mehr, als alle sogenannten aufrührerischen Schriften; jenes ergreift und erschüttert das Herz, diese beschäftigen meist bloß den Kopf. Aber von diesen will man nichts wissen, um sein Treiben desto ungestörter fortsetzen zu können — wie wenn es nicht weit aufrührerischer wäre, aufrührerisch zu regieren, als aufrührerisch zu schreiben, zumal da dieses größtenteils eine Folge von jenem ist. Einsichtige, väterliche Regenten denken hierbei weit vernünftiger; man überdenke die Regierung Friedrichs des Einzigen." Und 1775, zwei Jahre nach dem Götz, folgt Goethe der Einladung des Herzogs Karl August an den Hof in Weimar und lächelt im 2. Buch von WuD (S. 65) über seine Mitbürger, denen es nie an Gelegenheiten fehlte zu Betrachtungen und Beispielen, „um vor Höfen und Herrendienst zu warnen, wovon sich überhaupt ein geborener Frankfurter kaum einen Begriff machen konnte".

Also gab es offenbar „gute" und „böse" Fürsten. Und um 1770 scheint es besonders viel „böse" gegeben zu haben. Vielleicht aber war nur das Maß voll, riß die Geduld, und die Enkel hatten, wie der vergleichsweise gutmütige sechzehnte Ludwig in Frankreich (1775—92), die Sünden der Väter und Großväter auszubaden. Oder vielleicht lernte man erst allmählich den von Schiller im Tell empfohlenen Tyrannenmord und „Männerstolz vor Fürstenthronen" (Lied an die Freude), ließ sich lang genug von Pauli Wort einschüchtern: Jedermann sei untertan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat; denn es ist keine Obrigkeit ohne von Gott, und begnügte sich mit Luthers Gebet um „gut Regiment". Wenigstens weiß selbst Leibniz, den wir bereits kennen und der wohl sah, daß „solange keine Glückseligkeit menschlichen

Geschlechts möglich ist, als gemeiniglich der allergrößten Herrn consilia (Vorsätze) von allgemeiner Wohlfahrt zu weit entfernt sind“, Anfang des Jahrhunderts noch „verachteten, obwohl verständigen Ratgebern“ nichts weiter zu empfehlen, als „zu gedenken, daß Gott das gute Vorhaben einer bessern Zeit vorbehalten und deswegen aus seinem Rat ihnen keine dem Verstande gleiche Macht gegeben, daher sie auch keineswegs, solche zu erlangen, auf verbotene, den Staat turbirende machinationes (in Unruh versetzende Unternehmungen), Wort und Taten, um auch gute consilia auszuführen, sich legen wollen“. Er selbst kann freilich „nicht sehen, wie ein Potentat (Machthaber) einen herrlicheren Vorsatz haben könne, als seine Lande floriren (blühen) zu machen und die Pflanzung darüber ihn Gott gleichsam gesetzet, aufs beste anzubauen“; mache doch nicht allein die Größe des Staates einen Fürsten mächtig und reich, sondern die Kultur (der Anbau) des Landes und die Industrie (Gewerbfleiß) der Bewohner. Derjenige, „bei dem die Macht größer ist als der Verstand, ist entweder ein einfältig Schaf, wo er sie nicht weiß zu gebrauchen, oder ein Wolf und Tyrann, wo er sie nicht weiß wohl zu gebrauchen“; Aufgabe des Fürsten wäre, „die erfundenen Wunder der Natur und Kunst zur Arznei, zur Mechanik, zu Kommodität (Bequemlichkeit) des Lebens, zu Materi der (in Absicht auf) Arbeit und Nahrung der Armen, zu Abhaltung der Leute von Müßiggang und Laster, zu Handhabung der Gerechtigkeit, zu Lohn und Strafe, zu Erhaltung gemeiner Ruhe, zu Aufnehmung (Aufschwung) und Wohlfahrt des Vaterlandes, zu Exterminierung (Verhinderung, Einschränkung) teurer Zeit, Pest und Kriegs, soviel in unsrer Macht und an uns die Schuld ist, zu Ausbreitung der wahren Religion und Gottesfurcht, ja zu Glückseligkeit des menschlichen Geschlechts, so viel an ihm ist, anzuwenden, und was Gott in der Welt getan, in ihrem Bezirk nachzuahmen sich befleißen“. So hofften damals die Philosophen mit ihren Schriften die Fürsten zu bessern und zu erziehen. Fénelon (spr. Fenlong) hielt dem Nachfolger Ludwigs XIV. das Idealbild eines tugendsamen Fürsten in der Gestalt des

Prinzen von Ithaka, Telemachus, des Sohnes des Odysseus, entgegen. Bezeichnenderweise fühlte sich der Sonnenkönig selbst getroffen und entzog ihm seine Gnade. Das Buch wurde sofort (1727) von dem brandenburgischen wirklichen Hofrat Benjamin Neukirch ins Deutsche übersetzt, erregte großes Aufsehen, und Goethe erwähnt es unter seinen ersten Büchern (S. 30) neben der Bibel, dem Orbis pictus (vgl. o. S. 26) und Ovids Göttergeschichten. Mehr persönliches Glück als sein französischer Vorgänger hatte Wieland mit seinem nicht minder bedeutsamen und verblümten „Goldenen Spiegel", der ihm die Berufung nach Weimar als Prinzenerzieher eintrug (1773). Doch selbst Goethe hielt es noch nach achtjährigem Zusammensein 1783 für angezeigt, seinen Herzog gütlich zu mahnen:

„Der kann sich manchen Wunsch gewähren,
der kalt sich selbst und seinem Willen lebt;
allein, wer andre wohl zu leiten strebt,
muß fähig sein, viel zu entbehren" (Ilmenau).

Rührend aber ist die oft gehörte Klage der Unterdrückten: „Der König wäre wohl gut, wenn nur seine Diener ihn besser berieten" und der Seufzer: „Ach, wenn es nur der König wüßte!" Und wenn der Geistliche nach der Fürbitte für den Landesherrn das Vaterunser sprach, mochte mancher bei der siebenten Bitte: „Und erlöse uns von dem Übel!" in seinem Herzen die Mätresse des Fürsten meinen.

Wie stand es nun in Wirklichkeit? Und warum waren die Fürsten nicht alle wie Friedrich der Große oder wie sein Gegner und gelehriger Schüler Josef II.? Oder warum nicht mehr wie die guten biederen Landesväter aus Luthers Zeit: ein Kurfürst Friedrich der Weise, Johann Friedrich (der Hanfried), Vater August (mit Mutter Anna), die fromm, ehrbar, beinahe „gut bürgerlich" mit ihren braven Hausehren lebten, verehrt und geliebt von ihren Landeskindern; gelegentlich gut mittelalterlich in ihren unfreundlichen Schloßräumen mit den meterdicken Mauern zechten und schmausten, zwischendurch, wenn sie gerade nicht im Felde lagen, mit Tournieren, Ringelstechen und Mummenschanz ihr Mütchen kühlten und

wie es in der Zimmerschen Chronik immer wieder als das höchste Lob gilt: „viel Scherz und Spaß mit ihren Untertanen trieben"?

Sie waren, während ihre Länder hoffnungslos verwüstet lagen, im Westfälischen Frieden souverän geworden, „jeder Fürst Kaiser in seinem Lande", standen ebenbürtig neben den Königen von England und Frankreich, und das war ihnen in die Krone gefahren. Sie waren die Kriegsgewinnler und nun schieden sich die Geister, wie immer im Elend. Wenige trotzige Naturen unternahmen es tatsächlich, ihr armes geschlagenes Land wieder hochzukriegen, mochte das auch Jahrzehnte dauern und mochten die Früchte erst ihren Nachfolgern reifen. Die meisten brachten's nicht zu so wahrhaft mannhaftem Entschluß, lebten nach dem Wahlspruch des letzten ihres Schlages, des Königs Immerlustik von Westfalen: Nach uns die Sündflut! und begnügten sich mit dem Ersatz einer blendenden Fassade vor einem Trümmerhaufen. Weil ihm die schäbigen und baufälligen Fischer- und Schifferhütten an der Elbe sein Dresden verschimpfierten, entzog sie August der Starke oder vielmehr sein Graf Brühl fremdem Anblick durch die nach ihm benannte Brühlsche Terrasse [1]). Die braven Residenzler fühlten sich geschmeichelt, Zuschauer der immer neuen und immer unglaublicheren Triumphzüge, Krönungen, Bärenjagden, Schlittenfahrten, Maskeraden und Karnevale sein zu dürfen. Der Bürger hob die Kupferstiche, in denen dieses Götterleben verewigt wurde, für seine Kinder auf und las bewundernd die kein Maß und keine Grenzen kennenden Ergüsse der Hofdichter, deren Kehrreim darauf hinauslief: „Der König ist vergnügt: das Volk erfreuet sich." Manch einer war entzückt, wenn ihm das Glück widerfuhr, daß das Auge des Fürsten — seinem Weibe lächelte. Es

1) Selbst Friedrich Wilhelm I., Friedrichs des Großen gestrenger Herr Papa, kommandierte seine Beamten zum Fasching und zwang sie, sich auf ihre Kosten in dem sumpfigen und ungesunden linken Spreeufer, der heutigen Friedrichsstadt, anzubauen, und Friedrich der Große ließ an seine Potsdamer Zeichnungen klassizistischer Fassaden (vgl. u. S. 149) verteilen, „wonach sie sich zu richten". Fassadenkultur!

waren Götter, denen alles erlaubt war, die man nicht beneidete, daß sie ein Leben führten, wie es eben gewöhnlichen Sterblichen durch göttlichen Ratschluß versagt geblieben war. Das Volk verlangte das geradezu, so wie bisher jede Kleinstadt ihr Grand Hôtel haben mußte; so wie noch im Felde mancher gemeine Mann auf seinen schneidigen Leutnant stolz war und es ihm sehr übel nahm, wenn er im Ruhequartier nicht wie die anderen Offiziere steife Mütze und Glacéhandschuhe trug. Der Hof war die gute Stube, von der man selber keinen tatsächlichen Nutzen hatte, war das Kino, für das ja heute das Großstadtvolk ähnlich enorme Summen opfert, ja sich geradezu noch heute in „historischen" Filmvorstellungen wie der „Madame Dubarry" an dem fürstlichen Treiben jenes Zeitalters ergötzt! Die mißmutige Bevölkerung des flachen Landes aber, die nur die Lasten spürte, nichts aber von all dem Glanz und all der Pracht zu sehen bekam, war erstens bei der Kleinheit der meisten dieser Länder in der Minderheit, und wurde sonst durch Untertanenkatechismen geknebelt, wie den 1785 erschienenen, betitelt: „Pflichten der Untertanen gegen ihre Landesherren. Zum Gebrauch der Trivial-(Bürger-)schulen im Hochstift Speyer. Auf Gnädigsten Befehl gedruckt usw.", in dem gelehrt wird: „Untertanen sollen sich wie die Diener verhalten, weil der Landesfürst ihr Herr ist und sowohl über unser Leben als über unsere Güter die Gewalt hat."

Wo saß das Vorbild? „Dabey stehet man hier Erstlich umb halb 11 auff, gegen 12 geht man in die Meß, nach der meß schwatzt man mitt denen, so sich bey der meß infunden; gegen 2 geht man zur taffel; nach der taffel kommen damens; dießes wehret biß umb halb 6; hernach kommen alle manßleütte von quallitet (Rang), so hir sein; dan spilet Monsieur (spr. Moßjöh) à la bassette (Glücksspiel mit Karten) undt ich muß ahn einer andern taffell auch spillen, oder ich muß die überichen in die opera führen, welche biß 9 wehret. Wan ich von der opera komme, dann muß ich wider spillen biß umb 10 oder halb 11, dan zu bett. Den zukünfftigen Samstag gehen wir nach St. Clou", schreibt die an „Mon-

sieur", den Herzog von Orléans (spr. Orleang), den französischen Thronfolger, aus politischen Rücksichten verheiratete Pfälzerin Elisabeth Charlotte, genannt Liselotte, 1675 aus Paris an ihre Tante, die Kurfürstin Sophie von Hannover. „Entlich zu Versaille, alwo wir den morgents biß umb 3 nachmittags waren wir auff der jagt, darnach so kleite man sich anders ahn undt gingen 'nauff zum spiel; dorten blieb man biß umb 7 abents, von dar ging man in die commedie, welche umb halb 11 auß war, alßdan ging man zum nachtessen, vom nachtessen zum bal, welcher bis 3 uhr morgendts werte, undt dan zu bett"; und in beinahe jedem Brief ist die Rede von steifen Zeremonien, Empfängen, Hoftafeln, der alten „Rompompel", der Madame von Maintenon (spr. Mängtenong), die mit ihrer Frömmelei, Heuchelei und Arglist den König im Garne hält, von ausschweifenden Mannsleuten und Frauenzimmern, konventioneller Etikette und zwischendurch um so unflätigerem Benehmen, daß die arme Liselotte mehr als einmal Heimweh nach Deutschland empfindet, wenn es dort nur nicht inzwischen ebenfalls immer mehr nach französischem Muster herzugehen anfinge.

Wahrscheinlich muß man Ludwig XIV. bedauern. Ihm hat ein Ideal von Kultur vorgeschwebt. Er wollte aus der ungehobelten Roheit, in der bisher selbst die Höfe lebten, heraus, wollte wie einst in Rom Augustus, später Karl der Große oder noch später die kunstsinnigen Medici (spr. Meditschi) in Florenz und Papst Leo X. Künstler, Dichter, Gelehrte und vornehme Weltleute an seinen Hof ziehen; dieses Schloß in Versailles mit Wasserkünsten, Alleen, Lusthäusern, Götterbildern in edlem Marmor sollte inmitten allgemeiner kultureller Dürre und irdischer Erbärmlichkeit eine Oase, sollte der Himmel auf Erden werden. Er konnte sich's nach den Begriffen der damaligen Zeit leisten. Es war schließlich der würdigste Gebrauch, den er von seiner und seines Reiches Macht und den in manchen glorreichen Kriegszügen erworbenen Schätzen machen konnte, zu seinem und Frankreichs Ruhm bei Mit- und Nachwelt. Allein der kühne Versuch mißlang; die Menschen, deren er zu diesem Werke bedurfte,

verstanden ihn nicht, waren noch nicht reif dafür und so wurde der Olymp zum Saustall. Reuig ob des angerichteten Unheils zog sich der Greis von all dem wüsten Treiben in den Schoß der heiligen Kirche zurück; es fehlte nicht viel und er wäre, wie so mancher vor ihm, ins Kloster gegangen [1]).

Und Versailles machte Schule und machte ausgerechnet in Deutschland Schule. Ganz natürlich! Der von langem, dreißigjährigem Siechtum willensschwach gewordene Körper war der Gefahr, angesteckt zu werden, besonders ausgesetzt, aber der Rausch, den sich das gesunde Frankreich noch allenfalls leisten konnte, mußte dem geschwächten Deutschland tödlich werden, wenn sich nicht baldigst innere Gegenkräfte rührten. Die Biederkeit der guten alten Zeit machte fast überall sorgloser Leichtfertigkeit Platz. Am Hof zu Wien hatte bis auf Karl VI. (vgl. S. 26) bei spanischer Etikette und steifer Vornehmheit immerhin eine gewisse Achtung vor dem Anständigen und Ziemlichen gegolten. Unter Karl VI. hielt französischer Glanz und französische Liederlichkeit Einzug in Hof und Adel. Eine Engländerin, die damals Deutschland bereiste, erzählt, die Zimmer der Adligen seien mit den schönsten Brüsseler Tapeten bekleidet, die in Silberrahmen gefaßten Spiegel beständen aus prachtvoll großen Glasscheiben, die Überzüge der Stühle, Sofas, Betten wie die Vorhänge aus dem reichsten Genueser Samt; überall auserlesene Gemälde, Statuen von Marmor, Alabaster und Elfenbein, Porzellanvasen und ungeheure Kronleuchter aus Bergkristall. Die Tafeln wurden mit fünfzig und mehr Gerichten in Silberschüsseln beschickt und dazu an achtzehn Sorten der feinsten Weine aufgestellt. Was mußte bei Hofe vergeudet und von dem Gesinde unterschlagen werden, wenn „zum Einweichen des Brodes für die Papageien des Kaisers jährlich zwei Faß Rotwein, zum Baden derselben 15 Eimer österreichischen Weins, für Petersilie in die Küche 4000 Gulden, für den

1) Vgl. damit Goethes Selbstanklage in „Ilmenau“:
„Ich brachte reines Feuer vom Altar;
Was ich entzündet, ist nicht reine Flamme.“

Schlaftrunk der Kaiserin täglich 12 Kannen Ungarwein, für jede Hofdame 6 Kannen“ aufgeschrieben wurden! Maria Theresia war für ihre Person sparsamer und warf dafür die Dukaten auf ihren Spazierfahrten, im Prater, wie auch in Frankfurt bei der Krönung geschah (vgl. WuD S. 176), unter die jubelnde Menge. Carl Theodor von der Pfalz verwendete 3 Millionen Gulden, das war ein Sechstel der Einkünfte seines Landes, auf Oper, Marstall, Jagd, seine Schlösser und Kunstgärten in Mannheim und Schwetzingen. Sein späterer Münchener Hofhalt von 1783 enthielt 431 Kammerherren, 91 Kammerdiener und Hoflakeien, 3 Hofzwerge, 2 Hofpoeten, 52 Hofkapläne, 21 Hoftrompeter, 130 Musiker, 20 Hofmaler, 21 Leibmedici (-ärzte), 37 Truchsesse, 181 andere für Essen und Trinken Angestellte, 178 beim Marstall usw. Dafür mußte sich auch ein Professor der Philosophie mit 200 Gulden begnügen, während ein Hoftrompeter, ein Vizeleibkutscher und eine Kapellwäscherin je 250 bekamen. In seiner Pfälzer „Armee“ von im ganzen 5500 Mann wurden 21 Generäle (auf 2—300 Soldaten einer) besoldet; seine aus 2 oder 3 kleinen Wachtschiffen auf dem Rhein bestehende kurpfälzische Kriegsmarine wurde von einem Großadmiral befehligt! In Carl Eugens von Württemberg, des mißratenen Zöglings Friedrichs des Großen, Dienst standen 200 Edelleute, 20 Prinzen und Reichsgrafen. An seinem Hofe fand man die ersten Virtuosen, die schönsten Ballette, die trefflichste Oper nächst der Pariser. Die Prachtfeste von Ludwigsburg eiferten nicht ohne Glück denen von Mannheim, Moritzburg (bei Dresden) und Versailles nach, bis er später in sich ging und die Sünden seiner Jugend durch Gründung jener Militärakademie gut zu machen suchte, in der Schiller schmachtete.

Damals erst eigentlich schied sich unser Volk endgültig in „Vornehme“ und „Geringe“. Wie die Motten ins Licht, so suchte jeder an den Hof zu gelangen, Hofrat, Hoflieferant oder sonstwie Höfling zu werden. Der Adel verließ seine Güter, mancher Bürgerliche „schwatzet seinem Vater alle Tage vor, wie der und jener seinen Handel nieder geleget, sich an den Hof gemachet und durch kluge Anschläge sich

die höchsten Bedienungen zu wege gebracht". „Das junge Volk in Österreich läuft, sobald die Beine es tragen können, nach Wien, um die Livree anzuziehen und in den Ställen, Kucheln und Zimmern zu dienen. Wenn sie dann wieder aufs Land zurückkommen, haben sie Ekel an der Arbeit" und „wenn ein junger Mann sich nun endlich geschickt macht, Gott und seinem Vaterlande zu dienen, alsdann muß er sich möglichsten Fleißes bemühen, daß er bei Fürsten und Herren bekannt werde, und bedacht sein, wie er ihre Gnade erlangen möge, hierdurch wird er ihm (sich) den Weg zu einem Dienste bahnen. Es ist nicht mehr um dieselbe Zeit, da geschickte und gelehrte Leute gesucht würden, sondern man muß sich wohl hervortun und neben seinen Geschicklichkeiten sich um die Beförderung noch sauer werden lassen; wer das nicht tun will, sondern auf seinen ordentlichen Beruf warten, der bleibt wohl sitzen, sofern Gottes Vorsehung nicht ein anderes schicket" [1]).

Und wie die Motten gingen die von eitlem Glanz Geblendeten oft genug zugrunde. Selbst die Beamten waren ja nur Bediente ohne Anspruch auf Pension. In der hessen-kasselschen „Rangordnung unter Unsern sämtlichen Bedienten" stehen die Conrectores in der 10. Stufe hinter Kammerdienern und Bereitern, in der elften die Hofbierschenken und die Bürgermeister der Landstädte. Die Besoldung erfolgte unregelmäßig genug und, wer um Auszahlung vorstellig wurde, bekam wohl als Antwort: „Eure Geringfügigkeit möge begreifen, daß Ihr nur aus königlicher Milde Lohn und Brot erhaltet." Ihre Fürbitte für langes Leben ihres Herrn war ehrlich gemeint, denn jeder Regierungswechsel bedrohte sie mit Entlassung. Der „ehrliche Mann am Hofe", wie Loen, der wie Goethe im zweiten Buche S. 64 erwähnt, von den Höfen, wo sonst nur Klugheit zu Hause sei, Sittlichkeit ver-

---

1) Selbst in Berlin fanden sich 1777 unter 141000 Einwohnern außer 32000 Militärpersonen 21000 unverheiratete und keiner einheimischen Familie angehörende Zivilpersonen (Handlungsdiener, Gesellen, Lehrlinge, Dienstboten). Die Einwohnerzahl Dresdens aber ging nach dem Tode Augusts des Starken 1733 von 60—70000 auf 50—45000 zurück!

langte, mußte sich aber mit Recht vorkommen wie Daniel in der Löwengrube. Im allgemeinen behielt das Sprichwort recht: „Wie der Herre, so's Gescherre."

Rasch wurde das nicht am Hofe selbst lebende obere Bürgertum der Residenzen angesteckt. Es kam dahin

„bis daß man mit der Zeit die Tugend so verließ,
daß man sie bürgerlich, das Laster edel hieß.
Der neu-erwachsene Stand hielt andere bald für Sklaven,
das Land war überschwemmt von Herren und von Grafen",

wie Canitz, Hofdichter zwar im Dienste König Friedrichs I., aber immerhin Preuße von altem Schrot und Korn, um 1700 klagt; ja mancher wollte „lieber ein Bankert von einem Edelmann, als ein lumpiger Amtmannssohn" heißen (vgl. WuD S. 52). Der Verbrauch an Schminke stieg auf Kosten des an Seife. Jene reisende Engländerin sieht überall „schäbige Eleganz, aufgeputzte Unsauberkeit und Armut" in den Residenzen. Sie kommen ihr vor „wie geschminkte Freudenmädchen mit Bändern in den Haaren und Silbertressen auf den Schuhen, aber in zerrissenen Unterröcken. Die Reichsstädte dagegen erscheinen ihr wie reinliche holländische Hausfrauen, überall von Sauberkeit und einem soliden Wohlstand umgeben". Wir wissen bereits, wenn wir an das Nürnberger Patriziat denken, daß sie in den Fehler verfiel, in den wir nicht und zwar nach keiner Seite hin verfallen wollen, weiß in weiß und schwarz in schwarz zu malen.

Denn man denke sich Deutschland ohne all diese Wunder, diese wahren Gedichte der Bau- und Gartenkunst wie Pillnitz, Moritzburg, Groß-Sedlitz bei Dresden, Zwinger, Japanisches Palais und Großen Garten in Dresden, Charlottenburg, Sanssouci (spr. Sangsußi) bei Potsdam, Wörlitz bei Dessau, Wilhelmshöhe bei Kassel, Würzburg, Ludwigsburg, Schwetzingen und Bruchsal bei Heidelberg, Nymphenburg bei München, zu denen später der Weimarer Park mit Schloß Belvedere, Tiefurt, die Parke in Gotha, Greiz, Meiningen und viele viele andere hinzukamen! Ist nicht dadurch erst das Land nördlich der Alpen aus einem Land verfallener Raub-

nester zu einem heiteren fröhlichen Gelände geworden, staunen nicht auch wir noch über diese schier göttlichen Schöpfungen fürstlicher. Laune?

Wir staunen auch über die Pyramiden und über die Peterskirche zu Rom, aber wie Pyramiden und Peterskirche sind all diese Schlösser, Hof- und Lustgärten mit dem Schweiß und letzten Pfennig der Untertanen gebaut worden und es ist also hoch an der Zeit, daß sie heute endlich als Erholungs-, Schul- oder Volkshochschulheime dem Volke selbst zurückgegeben werden; ja diese Kultur ist, wenn es eine war, buchstäblich über Leichen gegangen. Wovon erzählt doch Magister Laukhard? Nachdem das Land ausgesogen und die fürstlichen Schulden ins Ungeheure gewachsen waren, begnügten sich einzelne Herren nicht damit, in den verschiedenen Kriegen der Zeit ihre militärische Unterstützung an den Meistbietenden oder noch vorteilhafter ihre Neutralität gegen Zahlungen von beiden Parteien zu verkaufen, sondern haben vom Jahre 1775 an ihre Landeskinder zur Unterdrückung nordamerikanischer Freiheitsgelüste an England verschachert. Der Kopf ward durchschnittlich auf 100—150 Thaler im Jahre geschätzt, außerdem aber für jeden Gebliebenen oder Verstümmelten noch eine besondere Entschädigung ausbedungen. Je mehr also verloren gingen, desto größer war der Gewinn für die landesherrliche Kasse. 29000 Deutsche sind aus Braunschweig, Hessen-Kassel, Hessen-Hanau, Ansbach, Waldeck und Anhalt-Zerbst über See gegangen, beinahe 12000 kamen nicht zurück. Mit ihrem Blut wurden beispielsweise die Juwelen bezahlt, die der Fürst in Schillers Kabale und Liebe seiner Mätresse verehrt: „Mensch!“ sagt sie zu dem Diener, der sie bringt: „Was bezahlt der Herzog für diese Steine?“ „Gestern sind 7000 Landeskinder nach Amerika fort! Lauter ‚Freiwillige!‘ Es traten wohl so etliche vorlaute Burschen vor die Front heraus und fragten den Obersten, wie teuer der Fürst das Joch Menschen verkaufe? Aber unser gnädigster Landesherr ließ alle Regimenter auf dem Paradeplatz aufmarschieren und die Maulaffen niederschießen. Wir hörten die Büchsen knallen, sahen ihr Gehirn

auf das Pflaster spritzen und die ganze Armee schrie: Juchhe! nach Amerika!"

So ging's natürlich auch nicht auf die Dauer. Sollten die Schulden getilgt werden, konnte's nur durch geordnete Besteuerung geschehen. Besteuern läßt sich aber nur eine Bevölkerung, die etwas hat, die Überschüsse erarbeitet, und so verfielen die Fürsten darauf, einmal, immer teuflischere Steuererhebungen einzuführen (selbst Friedrich der Große verschrieb sich zu diesem Zweck die in diesen Dingen skrupelloseren „Regiefranzosen" [vgl. o. S. 3 Anm. 2]), zweitens aber die Industrie, oder wie man damals sagte, die Manufaktur ihres Landes zu heben und dieses wieder einmal durch Anlockung und Ansiedlung fremder, vielleicht um ihres Glaubens willen vertriebener Untertanen zu günstigen Bedingungen, Vorschüssen usw., anderseits durch nachdrückliche Pflege aller bereits im Lande vorhandener Erwerbszweige, sei's sogar auf Kosten der Landwirtschaft. Denn wie Leibniz erkannt hatte (vgl. S. 41): „nicht allein die Größe des Staates macht einen Fürsten reich und mächtig, sondern die Kultur des Landes und die Industrie seiner Bewohner", eigentlich das Ei des Kolumbus, wozu es aber damals der Weisheit eines Philosophen bedurfte.

So legten diese Fürsten, ohne es doch geradezu zu wollen, gleichzeitig den Grund zu dem gegen Ende des Jahrhunderts immer ansehnlicheren Wohlstand eines gewerbfleißigen Bürgertums, das im 19. Jahrhundert der eigentliche Träger der deutschen Kultur geworden und gewesen ist; ähnlich wie der Kapitalismus im zunächst eigenen Interesse durch Sozialgesetze, Volksschule und Volksbildung das Proletariat hat heranreifen lassen. Sie sorgten für bessere Unterkunft, Ernährung und sonstige Lebensbedingungen ihrer Untertanen, damit diese mehr Milch und Wolle gäben; wurden wider Willen, notgedrungen in den Dienst des Volkswohles gezwungen, Diener des Staates, wollten, wie der Teufel in Goethes Faust, das Böse und schafften Gutes: kein Wunder, wenn wir Menschen in der Geschichte den Gang einer weisen Vorsehung zu sehen glauben, die die Welt, so

oft sie aus den Fugen zu gehen droht, immer wieder ins Geschicke bringt, sich listig genug auch der Bösewichte als Werkzeuge zu ihren Zwecken bedient.

Die wahren Werkzeuge Gottes, „die prinzipalsten Instrumente zur Ausführung seines Willens“ sind aber, wie Leibniz sagt, doch die, welchen er zu ihrer Macht den entsprechenden Verstand gegeben, die nicht erst, wenn es beinahe zu spät ist, widerwillig zur Vernunft, zur „Raison“ (spr. Räsong) kommen, sondern von vornherein wollen, was sie sollen.

Solche Musterfürsten waren die von Baden, von denen gerühmt wird „sie besäßen die Ambition (den Ehrgeiz) keine Schulden zu haben, keine Prachtfeste zu geben und keine Tänzerinnen zu halten“, Sachsen-Gotha, dessen Herzog Ernst so sparsam wirtschaftete, daß „die Bauern dort fast zu wenig Steuern zahlten“, der Bischof von Würzburg und Bamberg (vgl. dagegen „Götz von Berlichingen“ und S. 82 Anm.), der ein „gnädigst“ und „untertänigst“ weder hören noch lesen wollte; nicht eher ruhte, als bis die Bettelei in seinen Ländern verschwunden, die Zahl der Armen auf ein Mindestmaß heruntergedrückt wurde; vor allem aber die Könige von Preußen. Nachdem der immerhin prunkliebende und verschwenderische Friedrich I. 1713 gestorben war — als frischgebackener König (1701) hatte er es für um so nötiger gehalten, „standesgemäß“ aufzutreten —, kehrte Friedrich Wilhelm I. zur guten alten Einfachheit und seitdem sprichwörtlich gewordenen preußischen Sparsamkeit, freilich auch zur alten Derbheit und Roheit zurück und entließ nicht nur die Mätressen und „Blitz- und Schelmfranzosen“ seines Vaters, sondern schüttete, wie die nicht gerade sehr glückliche Redensart lautet, das Kind mit dem Bade aus [1]), setzte die paar Akademieprofessoren, die er übrig ließ, auf Hungerlohn und hieß ihren Präsidenten Leibniz „einen Kerl, der zu gar nichts, nicht einmal zum Schild-

1) Wir werden das noch öfters im 18. Jahrhundert und auch in unserer Zeit, wie überhaupt in der Geschichte erleben, die zum Unterschied von der Natur Sprünge und zwar manchmal ganz gehörige Kopfsprünge aus einem Extrem ins andere macht; vgl. S. 69, 104 u. a.

wachstehen geeignet sei"[1]). Ganz ohne fürstliche Launen und Schrullen ging es aber auch bei Friedrich Wilhelm I. nicht ab. Einzelne seiner Potsdamer langen Kerle kosteten ihm bis zu 9000 Thalern. Seinen Hofnarren Gundling ernannte er zum Freiherrn mit 16 Ahnen, Präsidenten der Akademie, Kammerherrn und Geheimen Finanzrat. Er war aber so strenggläubig, daß er den Philosophen Wolff, einen Schüler von Leibniz, als „Unchristen" aus Halle verjagte. Es ging an seinem Hof so knauserig und ohne jede geistige Anregung zu, daß sein Sohn, also Friedrich der Große, und seine Tochter es vor Langeweile nicht aushielten: „Um 10 Uhr morgens gingen meine Schwester und ich zu meiner Mutter und begaben uns mit ihr in die Zimmer neben denen des Königs, wo wir den ganzen Morgen verseufzen mußten. Endlich kam die Tafelstunde. Das Essen bestand aus sechs übelbereiteten Schüsseln, die für 24 Personen ausreichen sollten, so daß die meisten vom Geruche satt werden mußten. Nach aufgehobener Tafel setzte sich der König in einen hölzernen Lehnstuhl und schlief zwei Stunden, während welcher ich arbeitete. Sobald der König aufwachte, ging er fort. Die Königin begab sich dann auf ihr Zimmer, wo ich ihr vorlesen mußte, bis der König zurückkam. Er blieb nur einige Augenblicke und ging dann in die Tabagie (das Tabakskollegium, in dem zwischen Narrenspossen Staatsgeschäfte rauchend und plaudernd besprochen und erledigt wurden). Bis 1 Uhr morgens[2]) kam der König selten aus der

---

1) Kunst und Wissenschaft galt eben im Anfang des 18. Jahrhunderts als höfischer Luxus, bis sie erst später als für jeden Menschen zugleich nützlich und angenehm, teils als himmlische Göttin, teils als melkende Kuh anerkannt wurde und etwa in Jena gegenwärtig in der Form der Universität u. a. die Räder des Zeißwerks treiben hilft wie in der Volkshochschule u. a. den Zeißarbeitern eine zweite Welt innerhalb und über der des Alltags erschließt.

2) Das war damals sehr spät! Die Arbeitszeit in Schulen und Amtszimmern lief gewöhnlich von früh 6—10 und nachmittags von 12—4, erst mit Verbesserung der künstlichen Beleuchtung — Gas und elektrisches Licht sind ja erst eine Erfindung des 19. Jahrhunderts! — hat sich unser Tag immer mehr in die Nacht hinein verschoben.

Tabagie zurück und so lange mußten wir ihn erwarten." Von einem Besuche am Dresdener Hofe kehrte er ziemlich mürrisch und verstimmt zurück. Er hatte sich inmitten aller ihm zu Ehren veranstalteten Illuminationen, Feuerwerke und Gelage denkbar unwohl gefühlt.

Folgen wir dem Rate des Magisters Laukhard und überdenken die Regierung Friedrichs des Einzigen! Mit ihm ging das Gebet der Untertanen und der Wunsch des alten Plato, daß die Philosophen Könige oder doch wenigstens die Könige Philosophen wären, wie Leibniz' Idealbild eines Fürsten in Erfüllung. Hier schlug die in so vielen Fällen verhängnisvolle Tatsache, daß die Fürsten des 18. Jahrhunderts, also auch die deutschen nach oben wie nach unten völlig unumschränkt, unabhängig, absolut herrschten, weder durch den Kaiser noch durch ihre Landstände (den hohen Adel, der vordem eine Art Parlament bildete), meist aber auch weder durch ihr Gewissen und Verantwortlichkeitsgefühl noch durch eine damals erst im Entstehen begriffene öffentliche Meinung (vgl. o. S. 39) im Zaume gehalten wurden, zum Segen zunächst für Preußen und durch die Wucht des guten Beispiels auch für andere Länder, vor allem Österreich unter Josef II. aus [1]). Vielleicht ist es sein Verdienst, oder wenn man will seine Schuld, daß die französische Revolution nicht auf Deutschland übergriff. In der Schule wurde er bisher vor allem als Sieger in drei Kriegen und eigentlicher Begründer der preußischen Vorherrschaft in Deutschland gefeiert und auch Goethes erster knabenhafter Beifall gilt dem „Helden" (WuD S. 40). Magister Laukhard, dem gewiß aller Militarismus und Chauvinismus in seiner Soldatenzeit gründlich vergangen war, „sah den großen König im Mai 1784 zum erstenmal bei einer Revue in Magdeburg. Sein Anblick er-

1) Hatte Ludwig XIV. gesagt: Ich bin der Staat, so bezeichnete sich Friedrich als den „ersten Diener", Josef II. sich als „den ersten Verwalter des Staates" und „Verehrer der Menschheit". Er ging noch weiter als Friedrich, indem er jeden, gleichviel ob hoch oder niedrig, nicht mehr mit „Er", sondern mit „Sie" anredete, ja mit eigener Hand den Pflug lenkte, um zur Hebung des Ansehens des so verachteten Bauernstandes beizutragen.

schütterte mich durch und durch; ich hatte nur Auge und Sinn bloß für Ihn! Auf Ihn war ich und alle konzentriert! Viele tausend Persönlichkeiten in eine einzige umgeschmolzen! Ein Heer, eine Handlung!" Als er aber in einem Klub berlinischer Bürger aufgefordert wird zu sagen: „ob es je einen König gegeben hätte, der königlicher und ohne Minister, Mätressen und mehr selbst regiert hätte, als er? er, der große Fritze?" rühmt er „voll Enthusiasmus vor allem seine Toleranz und Gewissensfreiheit". „Oft hat es mich gewundert, wie frei der Berliner über alles, was vorgeht, mitteilt, und wie richtig allemal sein Urteil zutrifft. Ich schloß von dieser Freiheit im Urteilen auf das Wohl des Bürgers und die Güte der Regierung, worunter die Leute stehen müssen." Der Philosoph Kant sagt dasselbe (1784), wenn er das 18. Jahrhundert als das Zeitalter der Aufklärung oder des Jahrhunderts „Friedrichs" bezeichnete, weil Friedrich der Große jene Freiheit gewährte, welcher die Aufklärung bedarf, die Freiheit, von der Vernunft in allen Stücken öffentlichen Gebrauch zu machen.

Seine Entwicklung hat mit der Goethes auffallende Ähnlichkeiten, und wie im Haus am Hirschgraben und im Berliner Schloß mag es in der ersten Hälfte des Jahrhunderts in mancher deutschen Familie zugegangen sein. Friedrich der Große, 1712 geboren, war freilich 37 Jahre älter als Goethe. Aber in den Reichsstädten spielt sich naturgemäß alles etwas später ab als in den Residenzen, in Bürgerhäusern später als in den Palästen. Der übermächtig eindringenden französischen Geistesrichtung und Lebensweise setzen die Väter hartnäckigen Widerstand entgegen[1])! Die

1) Ebenso die Mütter. Nur mit großer Sorge weiß Maria Theresia ihre Tochter Maria Antoinette am verschwenderischen Pariser Hofe und mit großem Kummer sieht sie, wie ihr Sohn Josef von alter Strenggläubigkeit abfällt: „Ohne herrschende Religion?" schrieb sie ihm 1777, „die Toleranz, der Indifferentismus sind gerade die rechten Mittel, um alles zu untergraben und der Stütze zu berauben ... Man muß also ... ‚kein Menschenfreund' werden, das ist ja die Phrase, die schon so verbraucht ist, daß sich jeder dabei denken kann, was er will. Ich spreche nur als Politikerin, nicht als Christin: nichts gibt es, was so nötig und heilsam wie die Religion ist. Wollen Sie erlauben, daß jeder sich eine

Söhne aber „schlagen aus der Art“. „Fritz, denke an das, was ich dir sage: denke nicht an die Eitelkeit, sondern halte dich an das Rechte, halte immer auf eine gute Armee und auf Geld, darin besteht der Ruhm und die Sicherheit eines Fürsten“ nach Ansicht von Friedrichs Vater. Er hätte „keine französischen Manieren, könnte auch keine Bonmots auf die Petitmaitres-Manier (Geistreichigkeiten nach Pariser Art) hervorbringen, welche er für die größten Bärenhäutereien hielte. Er wäre ein deutscher Fürst und würde als solcher leben und sterben“. Goethes Vater wirft seinem Sohn den Besuch des Schauspiels, noch dazu des französischen, vor: „Das Theater sei zu gar nichts nütze und könne zu gar nichts führen“ (WuD S. 92) und wird nur dadurch ausgesöhnt, daß er sieht, wie sein Junge „mit unglaublicher Schnelligkeit in der französischen Sprache zunimmt“, die natürlich für jeden Ge-

---

nach seiner Phantasie macht? Was wird aus uns, wenn es keinen festen Kult, keine Unterwerfung unter die Kirche gibt? Ruhe und Zufriedenheit werden nicht daraus entstehen; das ‚Faustrecht‘ und andere unglückliche Umstände, welche schon einmal dagewesen sind, werden folgen. Solch' eine Äußerung Ihrerseits kann das größte Unglück hervorrufen und Sie für viele tausend Seelen verantwortlich machen, aber urteilen Sie, was ich um Sie wegen Ihrer irrigen Prinzipien erleide. Es handelt sich nicht allein um das Glück des Staates, nicht um Ihre Erhaltung, nicht um einen Sohn, der seit seiner Geburt der einzige Zweck meiner Handlungen ist, es handelt sich um Ihr Seelenheil. Dadurch, daß Sie viel sehen und hören und diesen Widerspruchsgeist mit Schaffensdrang verbinden, verderben Sie sich und ziehen die ganze Monarchie mit ins Verderben und machen alle die Sorgen Ihrer Vorfahren umsonst, die nur durch viele Bemühungen diese Provinzen hinterlassen haben und sie noch sehr verbessert haben, indem sie unsere heilige Religion einführten, nicht wie unsere Gegner mit Gewalt und Grausamkeit, sondern mit Arbeit, Mühsal und Kosten. Keine Härte der Verfolgung, aber noch weniger der Gleichgültigkeit oder der Toleranz (Duldsamkeit) soll mich leiten so lange Ich lebe, und ich wünsche mir nur so lange zu leben, bis ich zu meinen Vorfahren mit dem Troste hinabsteigen kann, daß mein Sohn ebenso groß, ebenso religiös wie seine Vorgänger sein und von falschen Vernunfteleien und schlechten Büchern sich abwenden wird wie von denen, die ihren Geist auf Kosten von allem leuchten lassen, was es nur Heiliges und Verehrungswürdiges gibt und eine eingebildete Freiheit einführen wollen, die niemals existieren kann, und die nur in Ungebundenheit und allgemeinen Umsturz ausartet.“

bildeten im 18. Jahrhundert unumgänglich nötig war [1]). Friedrich kommt von der Dresdener Reise nicht so unangefochten heim wie sein Vater; wird von ihm solange „ein effeminirter (unmännlicher) Kerl“ gescholten, „der sich nicht schämt, daß er nicht reiten noch schießen kann, seine Haare wie ein Narr frisiert, mit keinem Menschen spricht als mit Welschen (Franzosen), und mit dem Gesichte Grimassen schneidet, als wenn er ein Narr wäre“, bis er es (wie später Schiller ähnlich) nicht mehr aushält und bei einer Reise nach Süddeutschland zu entrinnen sucht, ertappt und in Küstrin gefangen gesetzt wird. Einem Besucher eröffnet er dort, „er wäre ein großer Poet geworden, könnte in zwei Stunden hundert Verse machen, er sei Musiker, Moralphilosoph, Physiker und Mechaniker. Er will weder General sein noch Krieg führen, sondern sein Volk glücklich machen, gute Minister auswählen und schalten lassen“ (1731).

So glaubt auch der Vater nicht, so sehr er alles in Bewegung gesetzt, um den verlorenen Sohn doch noch zur Besserung zu bringen, „wenn er ihn ja wieder zum Soldaten mache, daß es ihm von Herzen ginge“. „Aber was gilt es, wenn ich dir recht dein Herz kitzelte, wenn ich aus Paris einen maître de flûte (Flötenspieler) mit etlichen zwölf Pfeifen und Musique-Büchern, ingleichen eine ganze Bande Komödianten und ein großes Orchester kommen ließe, wenn Ich lauter Franzosen und Französinnen, auch ein paar Dutzend Tanzmeister nebst einem Dutzend petit-maîtres (Pariser Stutzer) verschriebe, und ein großes Theater bauen ließe; so würde dir dieses gewiß besser gefallen als eine Compagnie Grenadiere; denn die Grenadiers sind doch, nach deiner Meinung, nur Canailles, aber ein petit-maître ein Französchen, ein bon mot, die Musiquechen und Komödiantchen, das scheint was Nobles, das

1) Noch heute meint man in höheren Töchterschulen, ja sogar in Arbeiter- und Volkshochschulkreisen, ohne Französisch könne es keine „höhere Bildung“ geben. Mancher Offizier und — Mann („wie er sich räuspert . . .“) kam sich sehr gebildet vor, wenn er sich in Lille und Brüssel auf französisch amüsieren konnte, während doch heute nur noch Ungebildete partout statt durchaus und retour statt zurück sagen!

ist was Königlicheres, das ist digne d'un prince (so wie sich's für einen Fürsten gehört)." Dem Knaben Goethe tat Friedrich der Große den Gefallen und lockte 1758 durch seinen Angriff auf das mit Frankreich verbündete Österreich „eine ganze Bande französischer Komödianten" nach Frankfurt; er selbst verkehrte in seinen glücklichen Rheinsberger Jahren (an der mecklenburgischen Grenze, noch als Kronprinz) und später in Sanssouci durchaus mit womöglich französischen Freunden und Gesinnungsgenossen wie dem Schöngeist und Witzkopf Voltaire (spr. Woltähr), wie Goethe sich von dem kleinen Franzosen Derones (WuD S. 80) hinter die Kulissen führen ließ und sich im Zimmer des kunstliebenden, seinem Vater so unbequemen und unausstehlichen Grafen Thorane aufhielt. Aber das ist nun das Wunderbare und Große an Friedrich wie Goethe, daß beide nicht, wie so oft geschieht, den Kopfsprung ins andere Extrem machen, nicht „das Kind mit dem Bade ausschütten", nicht meinen, weil das Bisherige falsch war, müsse das strikte Gegenteil richtig sein, nicht wie etwa Teile der heutigen Jugendbewegung in negativer Opposition stecken bleiben. Friedrich wie Goethe ließen später den nur in ihrer Einseitigkeit verwerflichen Grundsätzen ihrer Väter Gerechtigkeit widerfahren und erlösten sich und alle, die ihres umfassenderen Geistes einen Hauch verspürten, aus dem unerquicklichen und ergebnislosen Zickzack der Menschengeschichte.

Kurz vor seinem Regierungsantritt schreibt Friedrich: „Der Irrtum der meisten Fürsten besteht in dem Glauben, Gott habe die Menge von Menschen, deren Wohlfahrt ihnen anvertraut ist, bloß aus besonderer Sorge für ihre Größe, ihr Glück und ihren Stolz geschaffen; und ihre Untertanen seien nur zu Werkzeugen und Dienern ihrer zügellosen Leidenschaften bestimmt." „Ein Fürst erfüllt nur die Hälfte seines Berufes, wenn er sich nur mit dem Kriegshandwerk beschäftigt. Es ist offenbar falsch (was Macchiavell, der wissenschaftliche Begründer des fürstlichen Despotismus, behauptet hatte), daß der Fürst nur Soldat sein soll. Die Fürsten sind Richter durch ihre Einsetzung; es ist nur Nebensache, wenn

sie auch Generale sind.“ „Der sicherste Beweis dafür, daß ein Land unter einer weisen Regierung glücklich, reich und wohlhabend ist, liegt darin, daß die schönen Künste und die Wissenschaften in ihm blühen.“ Sofort nach seinem Regierungsantritt (1740) holt er den Unchristen Wolff zurück, läßt er die Tortur abschaffen und verkündet: „Alle Religionen seindt gleich und guht, wenn nuhr die leute, so sie profisiren (bekennen), Erlige leute seindt, und wen Türken und Heiden kähmen und wollten das land pöplieren (bevölkern), so wollen wir sie Mosqueen und Kirchen bauen.“ „Die Religionen müssen alle tolleriret (geduldet) werden und mus der Fiscal (die Behörde) nuhr das Auge darauf haben, daß keine der andern Abbruch tuhe, den hier mus ein jeder nach seiner Fasson selich werden“ (vgl. S. 55 Anm. 1). Er empfiehlt die fleißige Anpflanzung von Obstbäumen, unterhält sich brieflich mit seinen Freunden über die neueste Dichtung und Philosophie, will Berlin zu einem neuen Athen machen, als er sich plötzlich durch den Tod des Kaisers in Krieg mit Österreich verwickelt sieht (vgl. S. 26). Aus dem Hauptquartier Neuendorf in Schlesien schreibt er an Voltaire: „Ich bin zu müde, um Ihr reizendes Gedicht zu beantworten, und zu sehr durchfroren, um seinen Reiz ganz zu genießen. Ich bin so lebhaft mit wichtigen Angelegenheiten — welche die Philosophen Kleinigkeiten nennen — beschäftigt, daß ich noch nicht an den Genuß, das einzige wahre Gut im Leben, denken kann. Ich bilde mir ein, Gott habe die Esel, die dorischen (griechischen) Säulen und uns Könige dazu geschaffen, die Lasten dieser Welt zu tragen, in der so viele andere Wesen leben, die nur das Gute genießen, was sie hervorbringt.“ Wiederum nach dem Friedensschluß 1741: „Ich habe mir vorgenommen, Schlesien zur blühendsten und glücklichsten meiner Provinzen zu machen. Jetzt muß es die Aufgabe der Ruhe sein, die Tränen zu trocknen, die das Kriegsschwert hat fließen lassen. Ich wünsche nichts sehnlicher, als das Glück meiner neuen Untertanen so groß zu machen, als es die Lage jedes Individuums gestattet.“

Nach der Schlacht bei Chotusitz 1742 an seinen Freund

Jordan: „Da ist dein Freund nun zum zweitenmal Sieger im Verlauf von dreizehn Monaten. Wer würde wohl vor einigen Jahren geglaubt haben, daß dein Schüler in der Philosophie, der Schüler Ciceros in der Redekunst eine kriegerische Rolle in der Welt spielen würde? Wer hätte geglaubt, daß die Vorsehung sich einen Poeten dazu ausersehen hätte, das System von Europa umzustürzen und die politischen Berechnungen der Könige Europas zu verändern? Wann werden wir uns wieder unter den schönen, friedlichen Buchen von Rheinsberg oder unter den herrlichen Linden von Charlottenburg wiedersehen? Wann werden wir wieder nach unserem Wunsche über die Lächerlichkeit der menschlichen Dinge und über die Nichtigkeit unsers Seins plaudern?" Im nächsten Schreiben wieder nimmt er sich nachdrücklicher der Untertanen gegen die Bedrückungen bestechlicher Beamten an, ordnet weiter besseren Schulunterricht in der Muttersprache an, die er selbst so unzureichend beherrschte[1]), „maßen die betrübte Erfahrung mehr als zuviel

1) Französisch war eben damals gleichsam die hocheuropäische Schriftsprache, Deutsch eine Mundart. Wie viele Hamburger oder Münchner vermögen heute richtig plattdeutsch oder bayerisch zu sprechen? Der Leser merkt sofort, welche der hier angeführten Stellen von ihm selbst deutsch, welche aus dem Französischen übersetzt und welche von ihm nur unterschrieben sind. Sein Deutsch tut bei aller Fehlerhaftigkeit doch eine erfrischende Wirkung, vgl. hierzu einige seiner Randverfügungen:

Gesuch des Pierre Chalié um Belassung der seiner verstorbenen Frau als französischer Hebamme gewährten Pension von 75 Talern.	Er kann ja nicht accouchieren.
Anzeige des Geheimen Rats von Brandt, daß der Kasselsche Geheime Rat von Moser seine Audienz beim Kurfürsten von Mainz am 7. Januar gehabt hat.	Er schneidet dem Teufel ein Ohr ab! Er soll nicht schreiben, als wenn es der Mühe wert ist.
Der Maurergeselle Eichel bittet um das freie Meisterrecht in Berlin.	Wen nicht Meistern genung seind, kann man ihn annehmen, wen er nicht faul, wie die Berliner seind, ist.
Gesuch des Liebfrauenstiftes in Halberstadt um Erteilung eines Ordenskreuzes.	Es sind schon so viele Kreuzer, daß man bald nicht weiß, was es ist.
Der Landrat von Wobeser in Landsberg	Am jüngsten Tag kriegt

an den Tag leget, daß die meisten jungen Leute nach einer zehn- bis zwölfjährigen Besuchung der Schulen aus denen selben außer ein wenig Latein nichts, was dem Publico nützlich sein könnte, zurückbringen, ja nicht einmal einen vernünftigen deutschen Brief zu schreiben vermögend sind.“ Nach dem zweiten schlesischen Kriege: „Künftig greife ich keine Katze mehr an, außer um mich zu verteidigen“; er meldet seinem Generaldirektorium: „48 Familien Bauers-Leute, welche auf Meine selbsteigene Veranlassung und Kosten aus dem Zweibrückschen (südlich der Mosel) anhero

---

bittet um Ersatz des ihm beim Küstriner Bombardement zugefügten Schadens.

Der Oberauditeur G. beklagt sich über Zurücksetzung (bei der Beförderung des Oberauditeurs Reinecke zum Generalauditeur).

Der Dominikaner Vicarius in Neiße bittet einigen Kandidaten die Konzession zu erteilen, daß sie zur Besorgung der Neißer Garnison in geistlichen Sachen in dem Orte angenommen werden können.

Der Akademiker Bitaubé will eine Geschichte von Holland schreiben und bittet um Urlaub zu einer Reise nach Holland.

Der Fürst von Sulkowsky reist durch Potsdam und wünscht seine Aufwartung zu machen.

Der Weinhändler Kiehn in Berlin bittet um Entschädigung für die ihm bei der russischen Invasion weggeführten 82 Fässer Landwein.

Kaufmann Krüger & Co. in Berlin bitten um Unterstützung zur Anlage einer Arrak- und Rumfabrik.

Der Generalchirurg Pernier bittet die chirurgiens pensionnairs unter seine Aufsicht zu stellen.

ein jeder alles wieder, was er in diesem Leben verloren hat.

Ich habe ein Haufen alte Maulesels im Stall, die lange den Dienst machen, aber nicht daß sie Stallmeister werden.

Bei der Garnison können sie gebraucht werden, aber verführen sie die Soldaten zur Desertion, muß sich der Vicarius gefallen lassen, daß sie gehangen werden.

Er kann hier die Historie schreiben: Was braucht er deshalb herumzulaufen?

Ich hätte in beiden Händen das Podagra.

Warum nicht auch, was er bei der Sündfluht gelitten, so seine Keller auch unter Wasser gestanden.

Ich will's den Teufel tun! Ich wünsche, daß das giftig garstige Zeug gar nicht da wäre und getrunken würde.

Ich will keine Franzosen mehr; sie seind gar zu liederlich und machen lauter liederliche Sachen.

gekommen und sich mit den Ihrigen in meinen Landen etabliren (ansiedeln) wollen." Ja er schlägt jetzt ein Gesuch um Bewilligung von Geldmitteln für die Akademie ab mit den Worten: „Der König ist arm wie eine Kirchenmaus; er begründet zahlreiche Bauernkolonien. Wenn für diese gesorgt sein wird, dann wird man an die Astronomen denken", kommt auf die Idee, „obs nicht zur Verbesserung unsrer hiesigen Land-Wolle gereichen könnte, wenn Ich von den Spanischen Schaf-Böcken welche anhero kommen ließe, um damit die hiesigen Schafe belegen zu lassen", verordnet 1749 (also im Geburtsjahr Goethes) „Dieweil bishero verschiedene Beamte die Bauern mit Stockschlägen übel traktiret haben, Wir aber dergleichen Tyrannei gegen die Untertanen durchaus nicht gestatten wollen, so wollen Wir, daß, wenn forthin einem bewiesen werden kann, daß er einen Bauer mit dem Stock geschlagen habe, ersterer sodann deshalb alsofort und ohne einige Gnade auf sechs Jahr zur Vestung gebracht werden soll, wenn auch schon der gleiche Beamte der beste Bezahler war und seine Pacht pränumerirte." Man muß sich erinnern, daß die Bauern seit dem Fehlschlagen ihrer Erhebung im Bauernkrieg zu Luthers Zeit die verachtetste und geplagteste Volksklasse waren, von Amtleuten, Soldaten, herumziehendem Gesindel und vor allem ihren Gutsherren ausgesogen und geschunden wurden [1]. „Der Bauer ist auch ein Mensch — sozusagen", heißt es in Wallensteins Lager und erst nach dem unglücklichen Frieden von Tilsit 1807

---

1) Die Bauern waren ihrer Herrschaft mit Leib und Leben „hörig", durften nicht wegziehen, sich nicht ohne ihre Genehmigung verheiraten, mußten vor allem drückendste Frondienste leisten: „Was soll man sagen, wenn der Bauer eine fremde vorjährige Ernte über Land fahren muß, während die jetzige eigene dringend seine Gegenwart erfordert; wenn er ein Prunkgebäude aufführen helfen muß, indeß seine nutzbare Hütte verfällt; wenn er, oft eines leeren Höflichkeitsbriefes wegen, als Bote ausgeschickt wird, indeß vielleicht seine sterbende Mutter nach ihm verlangt; wenn er meilenweit kommen muß, um einige Heller Zins zu entrichten; wenn er nach vollbrachtem Erntetage noch die Nacht über seines Herrn Hof bewachen muß; wenn er acht Meilen fahren muß, um einige Scheffel Magazinkorn noch vier Meilen weiter zu schaffen; wenn er auf der

beginnt in größerem Maßstabe die Aufhebung der Leibeigenschaft.

Zum dritten Male in Krieg verwickelt wurde Friedrich, als 1756 der siebenjährige Weltkrieg zwischen England und Preußen auf der einen, Frankreich, Österreich und Rußland auf der anderen Seite begann. Es ist bekannt, wie zäh er allen Wechselfällen zum Trotz „durchgehalten", weniger wie sehr er sich besonders in den letzten Kriegsjahren nach dem Frieden sehnte. Im vierten Kriegsjahre dichtet er, natürlich französisch:

„Unglücklich Volk, du schwingst in Raserei
Im Bürgerkrieg die blutgefleckten Fahnen,
Die Luft ertönt von lautem Wehgeschrei,
Und jeder Stein muß zürnend daran mahnen!
Die Fluren wandelt ihr in wüste Stellen
Und färbt mit eurem Blut der Ströme Wellen."

„Sie können sich keinen Begriff von unsern entsetzlichen Strapazen machen; dieser Feldzug (1760) übertrifft alle vorhergehenden. . . . Meine Fröhlichkeit und Munterkeit sind mit den teuren Lieben begraben, an denen mein Herz so fest hing. Schmerzhaft und traurig ist das Ende meines Lebens." „Seit Erschaffung der Erde zählen wir, glaube ich, fünftausend Jahre; die Angabe scheint mir sehr gering gegen die Dauer des Weltalls zu sein; Brandenburg hat diese ganze Zeit bestanden, ehe ich lebte; ebenso wird es noch bestehen,

---

Frohne bleiben soll, unterdessen sein Haus brennt?" Das Schlimmste aber war die noble Passion der fürstlichen und adligen Grundherren, die Jagd, die rücksichtslos durch die Ähren ging, zu der die Bauern als Treiber befohlen wurden. „Um den Schaden abzuwenden, den zuweilen das Wild in seinen Früchten oder Kohlhöfen tun könnte" (der z. B. im Anspachischen jährlich die Hälfte des Gesamtertrags betrug!!), ward dem Landmann verstattet, daß er „solches durch Rufen, Klopfen oder sonstige ausdrücklichen Schreckzeichen — auch wohl Hunde mit Schleifknütteln — verscheuchen mag; er muß sich aber dabei keines Schießgewehrs bedienen". Carl Eugen von Württemberg ließ durch frondende Bauern Seen auf Bergen ausgraben, um Hirsche darin zu hetzen; auch, so oft ein Soldat desertierte, wohl 2000 Bauern behufs dessen Wiedereinfangung über 24 Stunden lang auf den angewiesenen Posten wachen.

wenn ich tot bin. Die Staaten erhalten sich durch Fortpflanzung der Menschen; und so lange man sich noch mit Vergnügen vermehren wird, so lange werden sich Minister und Regenten finden, die das Volk beherrschen; etwas mehr Torheit, etwas mehr Weisheit, das läuft ziemlich auf eins hinaus; der Unterschied ist so gering, daß es das Volk, im ganzen genommen, kaum bemerkt" (!). „Ich mag die Sache anfangen, wie ich will; ich erliege der Menge meiner Feinde, das ist eben mein Unglück. Ich glaube nicht, daß ich Sie in diesem Winter (1760/61) wiedersehen werde, wenn Europa nicht friedfertigere Gesinnungen annimmt. Ich wünsche es; aber ich darf es nicht hoffen. Schreiben Sie mir bisweilen und vergessen Sie einen armen Teufel nicht, der täglich zehnmal sein unglückliches Dasein verflucht und schon in der Gegend zu sein wünscht, aus der niemand mit Nachricht zurückkommt." „Ich schwöre Ihnen, es ist ein Hundeleben. Es hat mich so alt gemacht, daß Sie Mühe haben werden, mich wieder zu erkennen." Er kommt beiläufig nach Leipzig. Hier „im Lande des Lateins" läßt er Gellert zu sich kommen, dessen Fabeln ihm besonders gut gefallen, und „zu seiner Zerstreuung sämtliche Professoren der hiesigen Universität Revue passieren u. a. Gottsched, der ihm mit unerschütterlicher Ruhe erzählte, er sei von sechzig Folianten (Bänden in großem Format) entbunden worden[1])." „Es gibt hier Propheten, von denen der eine Frieden, der andere Schlachten weissagt. Einer von ihnen muß wohl recht haben; nach der Erfüllung wird man Wunder schreien." „Wäre ich mit Ihnen in Sanssouci, so überließe ich mich dem Genusse Ihres Umgangs; meine Philosophie würde milder und meine Betrachtungen weniger schwarz sein. Im Sturm muß alles arbeiten, der Steuermann und die Matrosen; sind sie im

1) Er macht ein Gedicht auf Gottsched, das dieser, eitel genug, sofort in einer seiner Zeitschriften veröffentlicht. Später bereute es Friedrich der Große und, da ihm Gellert doch noch besser gefallen als Gottsched, erschien es in der Sammlung seiner Gedichte unter der Überschrift „An Herrn Gellert". Gottsched bezahlte seine Eitelkeit mit dem schlimmen Rufe eines Schwindlers beim Publikum!

Hafen, dann können sie lachen und sich ausruhen." Endlich am 15. Februar 1763 kann er an seine Schwester, die Königin von Schweden, schreiben: „Liebe Schwester, das Ereignis des eben abgeschlossenen Friedens erscheint mir so interessant, daß ich es Ihnen unverzüglich mitteile. Nun ist also, Gott sei Dank, der Friede in Europa wiederhergestellt. Möchte er doch lange dauern, und möge die Nachwelt nie mehr eine Vorstellung gleicher Szenen zu sehen bekommen, wie wir seit zwei Jahren erlebt haben[1])." Goethe aber schreibt im 9. Buche S. 136: „Dieser ländlichen Besitzungen (des Wachstuchfabrikbesitzers Nothnagel[2]) am Eschenheimer Tor) erfreuten uns im Frühjahr 1763 um so mehr, als uns der 15. Februar dieses Jahres durch den Abschluß des Hubertsburger Friedens zum festlichen Tage geworden, unter dessen glücklichen Folgen der größte Teil meines Lebens verfließen sollte."

Friedrich kehrte in sein durch den Krieg arg mitgenommenes Berlin zurück (vgl. S. 60 Anm. 1), machte sich unverzüglich an den Wiederaufbau seines Landes, und es waren ihm noch 23 Jahre unermüdlichsten und vielseitigsten Schaffens gegönnt, in denen er reichlich den Wunsch erfüllte, den Rousseau (spr. Russo s. S. 111 ff.) an ihn ergehen ließ: ein Friedensfürst zu werden. Ein Beispiel! In einer Unterredung mit seinen Ministern 1770 gibt er 1) Anweisung, wie den Überschwemmungsschäden im Oderbruch abzuhelfen sei, empfiehlt ihnen 2) dem Adel besondere Aufmerksamkeit zu schenken, der zu seiner großen Freude anfange, „gesitteter, ordentlicher und brauchbarer" zu werden[3]), meint 3) er sähe es

1) Dgl. Maria Theresia bei Ausbruch des bayrischen Erbfolgekrieges 1778: „Man sagt, daß der König (Friedrich d. Gr.) noch eine neue Erfindung mörderischer Geschütze, die weit tragen, gemacht hat, er ist sehr eifersüchtig darauf und hält sie in Verschläge eingepackt, damit man sie nicht sieht, sie kommen aus Wesel. Alle diese Erfindungen, die zur Vernichtung der Menschen dienen, bringen mich zur Verzweiflung. . . . Was ist der Krieg für ein schlimmes Handwerk! Er ist gegen die Menschlichkeit und das Glück."

2) Wachstuch wurde statt der kostspieligen Seide zu Regenschirmen verwendet.

3) „Es ist nötiger als man glaubt, diese Aufmerksamkeit auf die

gern, wenn seine Untertanen mit nützlichen Absichten Reisen in fremde Staaten unternähmen und anwendbare Kenntnisse in ihr Vaterland mit zurückbrächten, besonders was 4) den Landbau beträfe. „Der Landmann habe in der Mark noch zu vielen Eigensinn und Widerwillen gegen neue Einrichtungen, wenn sie auch noch so nützlich und gut wären. Ich habe bemerkt, daß noch viele sechsjährige Ländereien mit Korn besäet werden, das aber dem Landmann kaum die Kosten einbringt. Besser wäre es, wenn diese Ländereien mit nützlichen Futterkräutern zu künstlichen Wiesen gemacht würden; dies könnte ein wirkendes Mittel sein, die aller Viehweide so sehr vorzuziehende Stallfütterung einzuführen, wodurch der Acker mehr Dünger bekommt, und der Ackerbau weit höher getrieben werden kann. Ich will nicht einmal des Vorteils gedenken, den diese Stallfütterung zum Nutzen des Melkviehs hervorbringt." Er kommt dann 5. 6. 7. usw. auf

Wahl der Offiziere zu wenden, weil der Adel gewöhnlich Ehre hat. Man kann indeß nicht leugnen, daß man bisweilen auch bei Leuten ohne Geburt Verdienst und Talent findet; aber das ist selten, und in diesem Falle tut man gut, sie zu behalten. Aber im allgemeinen bleibt dem Adel keine andere Zuflucht, als sich durch den Degen auszuzeichnen. Verliert er seine Ehre, so findet er selbst im väterlichen Hause keine Zuflucht, statt daß ein Roturier, wenn er Gemeinheiten begangen, ohne Erröten das Gewerbe seines Vaters wieder ergreift und sich dabei nicht weiter entehrt glaubt."

Aber „junge Grafen, wenn sie nichts lernen, sind Ignoranten (Dummköpfe) in allen Landen. In England ist der Sohn des Königs Matrose auf einem Schiff, um die Manövres zu lernen. Im Fall nun einmal ein Wunder geschehen und aus einem Grafen etwas werden sollte, so muß er sich auf Titel und Geburt nichts einbilden, denn das sind nur Narrenspossen; sondern es kommt nur allzeit auf das mérite personnel (persönliches Verdienst) an."

Dgl. Friedrich August III. von Sachsen: „daß nur Geschicklichkeit und Fleiß, keineswegs aber Geburt und Stand der Eltern oder Reichtum auf künftige Anstellung gegründeten Anspruch geben können", und Josef II.: „Ich sehe die Verbindlichkeiten eines Monarchen gar nicht ein, daß er einem seiner Untertanen darum eine Stelle verleihen soll, weil er ein Edelmann von Geburt ist. Madame! Man kann der Sohn eines Generals sein, ohne die geringste Anlage zum Offizier zu haben, ein Kavalier von guter Familie sein, ohne andere Verdienste zu haben, als die, daß man durch ein Spiel des Zufalls ein Edelmann geworden ist."

unfruchtbare Sandgegenden, auf Bienenzucht, Seidenbau (vgl. S. 23), Gärtnereien, Obst- und Kartoffelbau, auf die schlesischen Bergwerke, die Beförderung des Steinkohlentransports und den Gebrauch dieser Kohlen bei Bleichereien, Ziegeleien und Kalkbrennereien, auf Kobaltbergwerke usw. zu sprechen. Er ließ sich ferner die Befreiung der in andern Ländern so geknebelten Presse [1]), die Einschränkung der Duelle angelegen sein, legte Magazine an, so daß seine Länder am glimpflichsten das Massensterben der entsetzlichen Hungerjahre 1772/73 überstanden, zog Baumwollfabrikanten aus Böhmen, Eisenarbeiter aus Ruhla ins Land, baute Wasserstraßen, gründete eine Emdener Ostindische Handelskompagnie, freute sich, wenn es ihm gelungen war, ein Sumpf- und Moorgebiet trocken zu legen: „Hier ist ein Fürstentum erworben, auf dem ich keine Soldaten zu halten brauche", sorgte für geordnete Rechtspflege und unterwarf sich selbst dem Spruch der Gerichte, mochte ihm die Mühle des Müllers von Sanssouci noch so sehr im Wege sein [2]), verfolgte nach wie vor das geistige Leben seiner Zeit, wenn er auch als 68jähriger nicht mehr imstande war, der neuen Jugend gerecht zu werden und Goethes Götz für eine schlechte Nachahmung miserabler englischer Stücke hielt, und starb im Jahre 1786, **nicht** wie so viele seiner Standesgenossen verwünscht! Es gibt ein Bild, wie er als alter Mann, vornübergebückt, auf der Terrasse vor seinem Lustschlosse Sanssouci sitzt, das noch heute uns erinnert an die sprühende Leichtigkeit und gelassene Ruhe jener Zeit [3]), und über die Statuen und Bäume hinweg in die sinkende Sonne sieht, wie Moses in das gelobte Land einer kommenden glücklichen Zeit.

---

1) Erst seitdem gibt es in Deutschland „Zeitungen", „Intelligenzblätter", die sich mit Besprechung oder Kritik der öffentlichen Zustände beschäftigen.

„Gazetten, wenn sie interessant sein sollen, müssen nicht genirt werden."

2) Schoß anderwärts im Eifer über das Ziel hinaus und verwarf das Urteil des Gerichts, das im Prozeß des Müllers Arnold gegen einen Rittergutsbesitzer, parteiisch wie er meinte, diesen freigesprochen hatte.

3) Vgl. übrigens Adolf von Menzels Gemälde, z. B. die Tafelrunde!

Vor ihm hätte der wildeste Tyrannenhasser halt gemacht. Der da war wirklich — nach seinen eigenen Worten — nicht nur General, ja nicht einmal nur König, war Mensch, dem nichts Menschliches fremd war, Mensch seiner Zeit, gewiß mit ihren Vorzügen und Fehlern, aber einer der besten. Auch uns heutigen Bilderstürmern muß sein Bild und Gedächtnis unantastbar bleiben. Was konnte er schließlich dafür, um mit Voltaire zu reden, daß er das Unglück hatte, von Geburt Fürst zu sein?

Wir haben uns auf unserer Rundreise an den Höfen, die uns von Frankfurt über Wien nach Dresden, Dessau, Kassel, Speyer, Mannheim, Stuttgart, München über Karlsruhe, Gotha, Weimar nach Berlin und wieder nach Wien führte, unverhältnismäßig lange am preußischen Hofe aufgehalten und sind erschrocken, indem wir an unsere große Turmuhr sehen, daß es darüber „17 Uhr 86“ geworden ist. Wohl haben wir beiläufig manch wertvollen Einblick in andere Volksschichten, in das geistige Leben der damaligen Zeit, und was das Wichtigste ist, in den Gang des geschichtlichen Geschehens getan, noch viel mehr ist uns aber entgangen und wir müssen noch einmal an den Anfang des Jahrhunderts zurück.

Frömmigkeit und Vernunft

Wind und Wetter in der Geschichte des menschlichen Geistes. Geistige Zustände um 1700: Mittelalterliche Roheit und gute alte Zeit. Eindringen französischer Geschraubtheit und Leichtfertigkeit: der Kavalier. Dagegen gut deutsch: Logau, Liselotte. Gemeinsamer Vorstoß der Pietisten und Aufklärer. Bundesbrüderschaft, friedlicher Wettbewerb, Spannung, Entfremdung und offene Fehde zwischen Frömmigkeit und Vernunft, Glauben und Wissen. Ausartung des Pietismus zum Quietismus, der Aufklärung zum Aufkläricht. — Menschenfeinde, Herrnhuter, Freimaurer, Weltbürger, Wohltäter, Weltverbesserer und Sozialreformer; Stubengelehrte, gelehrte Frauen, Volksbildner, Freigeister und Pedanten. Musik, Malerei und Dichtung im Zeitalter Gottscheds.

„Die literarische Epoche, in der ich geboren bin, entwickelte sich aus der vorhergehenden durch Widerspruch“

(WuD S. 223). Was Goethe mit diesen Worten von der Literatur behauptet, gilt aber ganz allgemein von der Geistesgeschichte des beginnenden 18. Jahrhunderts, ja wiederholt sich noch mehrmals im Verlaufe desselben, wie wir denn dieselbe Erscheinung zu allen Zeiten, nicht zum wenigsten in der Gegenwart beobachten können. Gellert vergleicht in der Fabel vom Hute, der bald ohne Krempe, bald mit Krempe, bald weiß-, bald schwarzgefärbt als schön gilt, die Geschichte der menschlichen Geistesrichtungen mit dem oft jähen Wechsel der Mode, nachdem man vor ihm behauptet hatte, es wäre ein gleichmäßiger stetiger Fortschritt vom Niederen zum Höheren in der Entwicklung des menschlichen Geistes und der Kultur zu verzeichnen. Er verstößt damit gegen seine eigene „Moral von der Geschicht“. Denn übertreibt er nicht ebenso jäh in entgegengesetzter Richtung? Kommt es nicht gleich oft vor, daß eine Entwicklung fast unmerklich, also nicht durch Widerspruch, aus der vorhergegangenen hervorgeht? Wir wollen aufpassen. Es ist vielleicht eher wie mit Wind und Wetter und mit dem Wechsel der Jahreszeiten. Vom Frühling läßt sich sagen, daß er sich aus dem Winter durch Widerspruch entwickelt. Wenigstens spricht das Volk seit alten Tagen und noch Goethe im Osterspaziergang von einem Kampf zwischen Winter und Frühling. Der Sommer hingegen scheint nur ein gesteigerter Frühling zu sein. Aber wie oft gibt es noch im Mai und Juni Witterungswechsel und Wetterstürze! Mensch und Menschheit sind ein Stück Natur und folgen ähnlichen Gesetzen, so daß wir ihre Geschichte so schwer vorauszuberechnen oder auch nur hinterher auf glatte Formeln zu bringen vermögen wie Wind und Wetter. Wir können nur beschreiben: bis Ende Februar herrschte Kälte und Regen, von da an klärte sich das Wetter auf, ohne zunächst wesentlich wärmer zu werden. Im übrigen laßt uns jedes Tages im Jahr und jedes Jahres in der Geschichte, das Gott werden läßt, so froh wie möglich werden und uns rühren, solange es Tag ist! Mit den verschiedenen Lebensaltern des einzelnen Menschenlebens ist es übrigens in allen Stücken ähnlich. Man denke darüber nach!

Wie Goethe von der Höhe seiner Zeit auf die literarischen Mißstände der vergangenen Epoche zurücksieht, lenken wir den Blick aus dem glücklichen Zeitalter Friedrichs wieder zurück in die Zeit um 1700.

Hier und da, wie wir gesehen hatten, in einzelnen Reichsstädten wie Frankfurt und im Mittelstande am längsten, noch gute alte Zeit, die den allgemeinen, durch den langen Krieg beschleunigten Verfall überdauert hatte und sich von der Zeit Luthers und Hans Sachs' im Menschlichen und Allzumenschlichen nicht wesentlich unterschied. Aus derselben guten alten Zeit natürlich auch viel mittelalterliche Roheit, Stumpfsinn und Aberglauben, Übel, die durch die Schul- und Kirchenreform zur Zeit Luthers und Melanchthons kaum ausgerottet und durch den Dreißigjährigen Krieg wieder üppig ins Kraut geschossen waren. Nun hatte sich der Deutsche, zunächst der oberen Schichten, wie Goethe weiter erzählt, „seit beinahe zwei Jahrhunderten in einem unglücklichen, tumultuarischen Zustande verwildert, bei den Franzosen in die Schule begeben, um lebensartig zu werden", war dadurch aber aus dem Regen in die Traufe gekommen, hatte den Teufel mit Beelzebub austreiben wollen, und das neue Übel war beinahe schlimmer als das alte, weil es mit dem Anspruch auftrat, „weither", also besser zu sein! Man stülpte sich die Allonge- (spr. Allongsch-) perücke aufs stolze Haupt und meinte damit aus einem deutschen Bär ein Löwe geworden zu sein, war aber bestenfalls ein Salonlöwe geworden. Je feister und unförmlicher man war und je mehr man sich noch durch einen ganzen Kleiderschrank aus schwerstem Samt, Schleifen, Bändern und Spitzen [1]) aufblähte und aufplusterte, um so gewichtiger

1) Wir können uns diese Kleidermode am studentischen Wichs „vergegenwärtigen", der sich verhältnismäßig unverändert aus jener Zeit, wo nicht aus einer noch früheren, bis heute erhalten hat. Die Grundfarbe war meist blau, die breiten Ärmelaufschläge rot, wie noch beim Friedensinfanteriewaffenrock, alles aber viel weibischer. Der Rock geht das ganze 18. Jahrhundert bis in die Knie, lange Hosen gibt es erst seit der fran-

glaubte man zu wirken. Sofern man es nicht vorzog, sich in übergoldeten Sänften tragen oder in prunkvollen Kutschen fahren zu lassen, stolzierte man, den Degen an der Seite, den Stock mit schwerem goldenen oder elfenbeinernen Knopf in der gepflegten Hand, als „politer Kavalier“ (feiner Mann) und „Galanthomme“ (spr. Galangtomm, Gentleman, Salonheld) steif und gravitätisch daher. In seinen vier Wänden entledigte man sich um so anstandsloser dieses ganzen Plunders, hing den Zylinder, will sagen die Perücke auf den Stock — Gottsched hat sie darum auch nicht gleich zur Hand, als Goethe ihn besucht (WuD S. 231) — und trug Nachtmütze und Schlafrock; genau so wie heute noch mancher, zu Hause angekommen, den steifen Kragen abbindet oder gar den Rock auszieht und auch der König nicht immer, wie die Kinder glauben und es im Märchen heißt, mit der Krone herumgeht oder gar sich mit ihr zu Bette legt. Malen ließ man sich selbstverständlich in vollem Staat, genau wie wir uns als Soldaten feldmarschmäßig photographieren ließen, mindestens doch den Helm aufsetzten, den wir außerdem nur einige Male im Jahre zu Kirchgang und Königs Geburtstag trugen [1]). Im übrigen muß dieser Mann von Welt tanzen können, reiten (vgl. S. 3), fechten, jagen, malen, musizieren, tranchieren, Servietten brechen, das Würfel- und Ballspiel, Piquet (spr. Pickee), L'hombre (spr. Longbr) und eine ganze Reihe weiterer Kartenspiele verstehen. Er muß Phrasen und Komplimente drechseln, antichambrieren (hohen Herren seine Aufwartung machen) können, französisch und italienisch parlieren oder wenigstens reichlich französische Worte unter die deutschen mischen [2]); muß in „Staatshistorie“

zösischen Revolution, der dreispitzige Hut wird oft unterm Arm oder in der Hand getragen.

1) Dieser Vergleich zeigt, wie vorsichtig man sein muß, aus Abbildungen oder Gemälden auf das alltägliche Gehaben zu schließen!

2) Wovon selbst die deutschgesinnte Liselotte, Leibniz und der Soldatenkönig erstaunliche Beispiele geben (vgl. S. 41 u. 56) und wovon unsere Sprache, die noch zu Luthers Zeiten so herrlich unverfälscht klang, sich trotz Goethe und Weltkrieg bis auf den heutigen Tag nicht wieder hat freimachen können.

(Geschichte) und politischer Geographie, Heraldik und Genealogie (Wappen- und Adelskunde) und, wenn er noch ein übriges tun will, in den Naturwissenschaften zu Hause sein, die damals sich besonderer Beliebtheit erfreuten (s. S. 89). Diese Bildung wurde natürlich am besten auf Reisen im Ausland und an den Höfen erworben. Ohne „Kavalierstour" durch Deutschland, Holland, Frankreich und Italien, die Länder, aus denen damals hauptsächlich die zivilisierte Welt bestand (vgl. S. 24 Anm. 1) [1]), war der Mann von Stande nicht „salonfähig", kein „Mann von Welt". Außer aus der Kleidung und der Bauart der Zeit, dem sogenannten Barock [2]), das bei allem oft geradezu Märchenhaften und Sinnverwirrenden recht oft, so besonders in vielen Jesuitenklöstern und -kirchen, etwas arg Protziges hat, spricht zu uns die gezwungene Steifheit, der flitterüberladene schwülstige Prunk und Bombast und zugleich die innere Hohlheit und — mit Verlaub — Viecherei hinter so glänzender und wohlanständiger Außenseite aus dem geschraubten, gedunsenen Stil der damals mit schwülem Behagen in Boudoirs und Salons gelesenen dickleibigen Helden- und Liebesromane, deren Titel beispielsweise lauten: „Die Asiatische Banise / oder das blutig- doch muthige Pegu / Dessen hohe Reichs-Sonne bey geendigtem letztem Jahr-Hundert an dem Xemindo erbärmlich unter- an dem Balacin aber erfreulichst wieder auffgehet. Welchem sich die merckwürdigen und erschrecklichen Veränderungen der benachbarten Reiche Ava, Aracan, Martebana, Siam und Prom, anmuthigst beygesellen. Alles in Historischer / und mit dem Mantel einer annehmlichen Helden- und Liebes-Geschichte bedeckten Wahrheit beruhende. Diesem füget sich bey eine / aus Italiänischer in deutsch-gebundene Mund-Art / übersetzte Opera / oder Theatralische Handlung / be-

1) Der Kavalierstour des Sohnes Augusts des Starken z. B. (1711) verdankt die Dresdener Gallerie Raffaels Sixtinische Madonna, die 1753 nach Dresden kam.

2) Wonach wohl auch diese ganze Welt die Welt des Barock- oder Perückenstils heißt.

nennet: Die listige Rache / oder Der Tapffere HERACLIUS. Auffgesetzet von H. A. v. Z U. K. Leipzig / Verlegts Johann Friedrich Gleditsch / Anno M.DC LXXXIX (1689)." In einem anderen 1709 erschienenen „Der verliebte Studente. In einigen annehmlichen und wahrhafftigen Liebes-Geschichten, welche sich in einigen Jahren in Teutschland zugetragen. Der galanten Welt zu vergönter Gemüths-Ergetzung vorgestellet von Celander" beschreibt der Kavalier seine Toilette, als er zu seiner Dame geht, wie folgt: „Zu dem Ende kleidete ich mich propre an, puderte meine Peruque, setzte einen brodirten Hut mit einer Plume (Feder) auf und verschmierte eine gantze Büchse von Le Fellischem Balsam, daß ich in diesem Putze wol einen Cavallier de Qualité (spr. d'Kalitee, von „prima Qualität") abgeben konnte."

Ist es nicht zum Lachen? Nein, es ist zum Weinen, wenn man an das allgemeine damalige Elend in Stadt und Land nach dem großen Kriege denkt. Immer weitere Kreise ergriff diese eitle Schwerfälligkeit. Es gibt Spottbilder auf Handwerker, Besenbinder, die sich als Galanthomme aufstutzen. Genau, wie heute männiglich bemüht ist, sich wie ein „feiner Mann" zu betragen, und mancher, der gegen den Kapitalismus wettert, gedankenlos genug mit gierigen, neidischen Blicken im Kino sitzt, um sich von den blasierten Herren und Damen der „Gesellschaft" mit ihrem ewigen Sekttrinken, Zigarettenrauchen und Autofahren imponieren zu lassen. Man möchte heute wie damals manchmal Schwefel über Sodom und Gomorrha herniederwünschen, wenn man nicht aus der Geschichte lernen könnte, daß die Menschheit noch immer als ihr eigener Arzt sich selbst zu helfen und sich zu heilen gewußt hat.

Und so beobachten wir denn, wie sich der gesunde Kern des Volkes immer entschlossener gegen das gottlose, natur- und vernunftwidrige Treiben auflehnt, in England und Frankreich übrigens genau so gut wie in Deutschland, nur daß dort die Bewegung zum Teil anderen Ursprung nimmt, zum Teil in anderer Richtung verläuft. Die großen Nationen Europas sind sich kaum in einem Jahrhundert so zum Ver-

wechseln ähnlich gewesen wie im 18. Vorher nicht, weil der Verkehr und damit der kulturelle Austausch noch zu dürftig war, später nicht, weil sich in den Tagen Napoleons jedes Volk seiner Eigenart und der besonderen Wurzeln seiner Kraft bewußt ward und sich unbeschadet alles nie vorher dagewesenen Weltverkehrs mißtrauisch und selbstgenügsam innerlich vom anderen abschloß. Man sang in der Berliner und Pariser Oper italienisch, sprach in Dänemark und Rußland deutsch und in ganz Europa französisch. Maria Theresias Lustschloß hieß gut italienisch Belvedere (schöne Aussicht), das Friedrichs des Großen gut französisch Sanssouci (Sorgenfrei), Peters des Großen Hauptstadt gut deutsch Petersburg. Im 18. Jahrhundert glichen die verschiedenen Völker Europas nach Voltaires Ausspruch „Gliedern einer Familie", die noch keine Ahnung davon hatten, daß das väterliche Gut einmal zu eng für sie werden und sie sich um den Platz an der Sonne in die Haare geraten würden. Und doch waren den aufmerksameren Zeitgenossen die Nationalunterschiede wohl bewußt. Wäre beispielsweise, so hieß es wohl, in ein Glas Wein eine Fliege gefallen, so gösse der Italiener das Glas weg, der Franzose hole sie heraus, der Deutsche trinke sie mit, womit wohl gesagt sein soll, daß der Deutsche sich alles gefallen ließe. Wir erkennen daraus, daß dieser Satz aus einer Zeit stammen muß, in der sich wie auch in der unseren — aus begreiflichem Widerspruch gegen die vorhergegangene Zeit anmaßlichster, auf die Spitze getriebener Selbstüberhebung — der Deutsche darin gefiel, sich selbst vor aller Welt möglichst schlecht zu machen. In der Zeit, von der wir reden, ließ sich beispielsweise das deutsche Volk die eingerissene fremde Unart eben nicht gefallen!

Als einer der ersten ergreift Logau mit seinen noch während des Dreißigjährigen Krieges erscheinenden Sinngedichten das Wort:

„Diener tragen insgemein ihrer Herren Liverei:
Sol's denn sein, daß Frankreich Herr, Deutschland aber Diener sei?
Freies Deutschland, schäme dich doch dieser schnöden Knechterei!"

„Alamode-Kleider, Alamode-Sinnen:
Wie sich's wandelt außen, wandelt sich's auch innen“

(ein wichtiger geschichtsphilosophischer Satz!)

50 Jahre später verspottet ein anderer, Wernicke mit Namen, den Schwulst in folgenden Versen:

„Artemon hat gelernt an mehr als einem Ort,
Ein unverständlich Nichts durch auff geblas'ne Wort
In wohlgezehlte Reim ohn allen Zwang zu bringen:
In jedem Abschnitt hört man klingen
Schnee, Marmor, Alabast, Musik, Bisam, Zibeht,
Sammt, Purpur, Seid' und Gold, Stern, Sonn' und Morgenröth“

(vgl. noch Goethes Spottgedicht auf Ramlers ähnlich falsches Pathos WuD S. 261). Liselotte schreibt (1678): „Sie wollen Einen hier also hübscher mahlen alß man ist, drumb haben sie mich fetter gemacht, als ich in der that bin, wie ihr sehen werdet.“ „Ich bin versichert, daß, wenn Euer Liebden sehen sollten, mitt waß mühe undt sorgen sich die weiber nun abscheülich machen, würden E. L. von hertzen drüber lachen; ich vor mein theil kan dieße masqueraden ganz nicht gewohnen, aber alle tag setzt man sich höher auff (trägt man höheren Haarputz, sogar unter Verwendung von Polstern und Kissen; vgl. noch Goethes Schwester WuD S. 198); ich glaube, daß man endtlich wirdt gezwungen sein, die thüren höher zu machen, denn sonsten wirdt man nicht mehr in den kammern auß und ein gehen können.“ „Ich glaube gar gewiß, daß mein sohn mitt dem dollen leben, das Er führt, gantze nächte zu raßen und erst umb 8 morgendts schlaffen zu gehen, nicht lang wirdt leben können. Er sieht offt auß, alß wenn man ihn auß dem grab gezogen hette“ (1698). „Wenn Ihr meint, daß der himmel hir voller geigen henge, betriegt Ihr Euch sehr; die langeweill regirt so starck hir, alß in keinem ort von der welt. Viel leütte hir drincken thé undt caffé undt chocolat, aber ich nehme gar nichts von dießem zeüg, bilde mir ein, es seye nicht gesundt. (Auch Frau Rat Goethe gießt das Gefrorene weg! WuD S. 74.) Ich spiele auch nie, sehe nur etliche mahl zu, wan man abendts a lombre spielt. Ein spiel, wobey man lachen undt reden

kan, wirde hir sehr verachtet werden" (1698). „Ich bin woll Euer meinung, daß eine kleine compagnie von gutten freunden hundert mahl ahngenehmer ist alß der große tumult." „Zu meiner Zeit war es schon der brauch, daß man frantzösche wörtter mitt den teütschen mischte; thue es auch etlich mahl, den man muß woll hirinn den brauch folgen; allein waß mich verdrießen kan, ist, wan es auß affectation (Ziererei) geschieht" (1699). „Gutte conversationen (Unterhaltungen) seindt gar waß rares hir." „Die frantzösche damens ... haben keine so warhaffte freüde nicht; man mag sie nur bey ihrem spiel von 24 stunden sehen, umb davon zu judiciren (urteilen); wie verzweyffelt sie auß sehen! eine weint die bittern threnen, die ander ist fewerrodt [1]) undt gehen ihr die augen in kopff, alß wenn sie in die gichter (Krämpfe) fallen wolt, die 3te ist bleich wie der todt undt wie halb ohnmächtige undt männer undt weiber sehen auß wie besessene, können niemands bey noch umb sich leyden. Das seindt hießige freüden, aber warlich nicht die meinen; wolte lieber mitt gutten freünden im grünen graß bey einem brunen eßen, wie Ihr undt Louiße gethan habt." „Ich glaube, daß wenn man wie vor dießem sich ahn die hartten speyßen gewonte (Sauerkraut und brauner Kohl statt französischer Ragouts), daß die junge leütte starker sein würden; nun können die junge leütte weder stehen noch gehen; zu meiner Zeit stundt man einen gantzen tag ohne müht werden. Es wundert mich zu sehen, wie die jugendt nun ist; ich glaube die Zeit wirdt kommen, daß sie sich alle in betten werden herumb tragen laßen wie Krancke" (1706). „Das weib (die Maintenon) ist capabel von alles in der welt (zu allen Schandtaten fähig) und stelt sich doch ahn, alß wenn sie gar gotsfürchtig were. Der König fürcht den teüffel erschrecklich, ist ignorant (unwissend) in der religion und glaubt nicht alß was das weib ihm weiß macht" (1709). „Man hatt mir schon gesagt, daß unßre gutte Teütschen sich greülich verdorben undt den gutten alten teütschen glauben gantz ab-

1) Spr. feuerrot, vgl. Ew. Gnaden als Abkürzung für Euer Gnaden.

sagen sambt allen tugenden, so die alten Teütschen besaßen, undt sich aller Laster der frembden nationen ergeben. Daß kan mich recht verdrießen" (1721). „Wer Hollandt gesehen, findt Teutschland schmutzig: aber umb Teütschlandt sauber undt ahngenehm zu finden, müste man durch Frankreich; den nichts ist drückender noch sauischer, alß man zu Paris ist. Ich liebe ein schön naturel (Gemüt) mehr, alß alle ornament (Zierrat) undt magnificentzen (Prunk) von der welt" (1721). Es ist „nicht alles golt, waß glentzt" — „Kinder, glaubt mir, es geht nirgendts wunderlicher her, alß in der welt."

Zweierlei Menschen sind es nun, die gegen dieses Treiben bewußt Front machen. Die einen sagen: wir sind zu gottlos, nicht fromm genug. Das sind die sogenannten Pietisten (von lat. pius fromm, vgl. Papst Pius und „Pietät"), hauptsächlich in Halle, wo August Hermann Francke, der Beichtvater Friedrich Wilhelms I., mit ein Paar Talern das Waisenhaus, die heute noch bekannten Franckeschen Stiftungen, gründet, sehr bald aber über ganz Deutschland verbreitet (1700 gab es 32 pietistische Städte), und die Herrnhuter Brüdergemeinde, deren Gründer, Graf Zinzendorf, ein gottseliges Leben und eine inbrünstige Liebe zu Jesus lehrte und Sendboten seiner Lehre in alle Lande, ja in alle Erdteile ausgehen ließ. In Thüringen ist das Neudietendorfer Mädchenstift eine Herrnhuter Gründung; der ganze Ort atmet noch heute 18. Jahrhundert! Die anderen sagten: Nein, im Gegenteil, wir sind zu gottergeben gewesen, haben den lieben Gott einen frommen Mann sein lassen, statt uns selber aus eigener Vernunft und Kraft aus der Verderbnis herauszureißen. Hilf dir selbst, so hilft dir Gott! Wir müssen vernünftiger werden und die Menschen über die Ursachen des Übels und die bösen Folgen, die eine unnatürliche, unvernünftige Lebensweise haben muß, aufklären. Im Mittelalter hätten jene Frommen der schlechten Welt den Rücken gekehrt und wären ins Kloster gegangen. Auch jetzt wieder zogen sie sich gern aus dem Weltgetümmel in die Einsamkeit zurück. Es sind die Stillen im Lande, deren Goethe im

1. Buch S. 37 und im 8. Buch S. 292 gedenkt. Nach demselben Rezept verfahren auch andere fein besaitete Gemüter, Gelehrte, Dichter und die Männer, von denen Goethe sagt (S. 63), daß sie sich, wie sein Vater, vom öffentlichen Leben immer mehr in ihre vier Wände zurückzogen, um dort ihren oft schnakischen Liebhabereien nachzuhängen, genau wie heute oft leider gerade die Besten sich von ihrer Aufgabe, für das Gute zu wirken, drücken! Andere wieder taten sich in weltabgewandten Geheimbünden und Reformvereinen, wie dem Freimaurer- und Illuminatenorden und wie sie alle heißen, zusammen. Es gab doch aber, und gerade unter jenen Frommen, eine ganze Reihe, die es wie Francke und sein Vorgänger Spener machten, im Lande herumzogen, predigten, aufrüttelten und die Erziehung des heranwachsenden Geschlechts in die Hände nahmen.

Schulter an Schulter zunächst kämpften mit ihnen diejenigen, die durch Aufklärung die Menschen zur Vernunft, durch „Raisonnieren", d. h. mit Vernunftgründen streiten, zur „Raison" bringen wollten und deswegen wohl auch Rationalisten genannt werden. Es erscheinen zuerst in England, nun — um 1720 — auch in Deutschland und in der Schweiz sogenannte „Moralische Wochenschriften", deren Mitarbeiter dasselbe lächerlich zu machen suchen, worüber die Frommen weinen möchten. Der Feind und das Ziel scheinen eins, nur Mittel und Wege verschieden. Noch empfand man den Unterschied kaum. Ja, ein solcher Vernunftmensch wie Leibniz wendet alle seine Verstandeskräfte an, um die göttliche Vorsehung gegen vorlaute Angriffe und Unglauben in Schutz zu nehmen. Er war alles andere als „gottlos", und seine hannöverschen Mitbürger taten ihm Unrecht, wenn sie ihn, unter Verdrehung seines Namens den Herrn von Löwenix (Glaubenichts) nannten. Er erklärte die Offenbarung nicht für widervernünftig, sondern nur für übervernünftig, so wie vieles, was nicht mit den Sinnen wahrnehmbar sei, z. B. die Rückseite des Mondes, deswegen doch als vorhanden geglaubt werden müsse. Das Jenseits z. B. sei so wenig zu leugnen wie die Existenz der Antipoden (unsere

„Gegenfüßler“ auf Neuseeland etwa). Er war ferner ein zu guter Seelenkenner, ja selbst zu sehr Gefühlsmensch, als daß er, wie einst Sokrates, der griechische „Aufklärer“, gemeint hätte, es genüge, wenn die Menschen wüßten, was gut und böse sei, Wissen sei Tugend, man müsse nur eben alle Triebe und Leidenschaften unterdrücken lernen. Er wollte „den Hang zur Tugend zur Leidenschaft machen“. Dann sei „die Tugend so gut möglich, wie Ehrgeiz und Habsucht, wenn irgendeine glückliche Umwälzung der Menschheit sie einmal empor und sogar in Mode bringen würde“. Übrigens seien auch Eigennutz und Gemeinsinn keine so unvereinbaren Gegensätze, wie manche radikalen Tugendapostel vorgäben. Auch die Erde drehe sich ja 1. um die Sonne, 2. um sich selbst. Unser Dichten und Trachten aber solle sich nicht in gleicher Weise 1. um die Gemeinschaft, 2. um uns selbst drehen können?

Aber bis zu dieser Höhe und Weite der Gesinnung brachten's außer ihm nicht viele. Und wie 200 Jahre früher, um 1500, Wissenschaft und Glaube anfangs gemeinsam gegen Heiligendienst, Ablaßhandel und das tolle Treiben zu Rom und anderwärts gefochten hatten, es aber bald zum Bruch zwischen dem gelehrten Erasmus von Rotterdam und dem frommen Martin Luther kam, so gingen auch Pietismus und Aufklärung eine Weile zusammen, bis sich, wie oft zwischen Bundesgenossen, innere Gegensätze herausstellten und die gegenseitige Freundschaft erkaltete, ja in Abneigung und Feindschaft umschlug, noch ehe der gemeinsame Gegner endgültig niedergekämpft war, eine auch in unserer Zeit häufige Erscheinung. Einig war man sich in der Ablehnung aller Eitelkeit und Putzsucht: die Gottschedin will zur Hochzeit kein ausgeputztes Hochzeitskleid, keine Geschenke, die ganze Hochzeit soll nicht mehr als 100 Taler kosten und nicht mehr als 18 Personen zu Gaste sein (vgl., was Goethe im 2. Buch S. 65 von den Ochsenleichen erzählt [1])), in der Ab-

---

1) „Es zerreißt mir das Herz, ein solches nichtsnutziges Pärchen einen ganzen Nachmittag lang seinen Tee schlürfen zu sehen in einem Zimmer,

lehnung aller Kleinkrämerei, aller Sorgen, was man essen und trinken und womit man sich kleiden werde: Friedrich der Große 1737: „Meiner Treue, die meisten Menschen denken überhaupt nicht. Sie beschäftigen sich nur mit der Gegenwart und sprechen nur von dem, was sie mit Augen sehen, ohne an die verborgenen Ursachen und den letzten Grund aller Dinge zu denken. Heute mittag hörte ich ein Gespräch mit an, das sich um die Unterschiede mehrerer Suppen und die beste Art drehte, eine gewisse Krankheit zu heilen. Gestern abend fand ein Disput über Frisuren, Reifröcke und Moden im allgemeinen statt. Und diese Menschen, die ganz voll von Kleinigkeiten stecken und stets von der Langeweile geplagt werden, lieben das Leben und fürchten den Tod!" Man war einig in der Ablehnung alles Strebertums und aller Titelsucht, alles Ahnen- und Adelsstolzes: Canitz sagt, der sei ein Narr, der erwarte, daß „jedermann an ihm soll was Vergangnes ehren". Beide Parteien waren gegen Unfläterei und Schwulst in Romanen und Gedichten, besonders gegen die Verwendung von Namen griechischer und römischer, also heidnischer und oft so unsittlicher Götter, jener wie noch Goethe S. 30 empfindet „mitunter rohen und gefährlichen Altertümlichkeiten", ja sie waren sogar einer Meinung über die bisherige äußerliche Frömmelei und Strenggläubigkeit, die soviel Zänkerei, Unrecht und Hoffart des Herzens hervorgebracht habe [1]). Selbst ausgesprochene Pietisten ver-

---

in dem ringsum der Fleiß ihrer Großmütter hängt" und „die Stunden, die man heutigentags auf Kleidung, Spiel und Besuche verschwendet, wurden zu meiner Zeit auf nützliche Handarbeiten verwendet", heißt es in der ersten englischen „moralischen Wochenschrift", dem Spectator (spr. Spektehtr) von 1711.

1) Innerhalb des Protestantismus lagen sich die strenggläubigen Lutheraner und die nachgiebigeren Schüler Melanchthons in den Haaren; des großen Kurfürsten löblicher Versuch, Protestanten und Reformierte unter einen Hut zu bringen, scheiterte an dem Eigensinn seines Hofpredigers Paul Gerhardt; nach Sachsen wurden Reformierte überhaupt nicht hereingelassen, aber der Kurfürst wurde katholisch, um König von Polen zu werden! In Italien wurden zum Katholizismus — oft gegen Geld — bekehrte Protestanten getauft, als seien sie überhaupt keine Christen ge-

kündeten das Recht eines jeden, auf seine Fasson selig zu werden, und lehrten, auch Juden, Türken und Heiden könnten selig werden, „wenn sie der Welt abstürben". Der Vergleich zwischen dem christlichen Europa und den Ureinwohnern Amerikas fiel besonders ungünstig für das erstere aus: „Hat nicht die alte Welt, nur weil sie anders glaubte, die neue wüst gemacht?" Es wird erzählt, wie ein Hurone lachend gestorben sei, während der Christ gewöhnlich unter Gewissensqualen sterbe: „Soviel liegt es daran, daß wer zum Tode geht, geweihte Worte spricht, wovon er nichts versteht." Besonders beliebt ist die Geschichte von dem profitgierigen Engländer Incle, der sich nach Amerika einschifft („Amerika, das wir durchs Schwert bekehrt, das wir das Christentum und unsern Geiz gelehrt"), sich dort flüchtig in eine Wilde, namens Yarico verliebt, die sogar bereit ist, ihm nach Europa zu folgen, woraus man sehen kann, „was für ein treues Herz in einer Wilden schlage", und — sie unterwegs als Sklavin verkauft; während die Wilden nicht einmal ein Wort für „stehlen" in ihrer Sprache haben, woraus man wieder erkennen kann, „was man verliert, wenn man nicht in einem christlichen Lande geboren ist!" Schließlich singt Lessing das Hohelied nationaler und religiöser Duldsamkeit, wenn er im Nathan dem Weisen (1779) sagt, „daß alle Länder gute Menschen tragen", „Sind Christ und Jude eher Christ

---

wesen, und in Neufchâtel, damals zu Preußen gehörig, entstand noch 1769 eine gefährliche Spaltung, als ein Priester in der Predigt die Behauptung aufgestellt hatte, daß in Anbetracht der Barmherzigkeit Gottes die Höllenstrafen nicht ewig dauern könnten. „Es ist ein Unglück für das Menschengeschlecht", schreibt Friedrich der Große dazu, „daß die Menschen sich nicht ruhig verhalten können. Führen sie ein glückliches Leben, so bringen sie sich selbst in Unruhe, schaffen sich Verlegenheiten und stürzen sich in die Geschäfte. Die Jahrbücher der Weltgeschichte enthalten Proben davon und wie es immer gewesen ist, so wird es auch so bleiben". Er entschied übrigens den Streit dahin: „die Priester, die sich ihren Gott als grausam und barbarisch vorstellten, sollten ewig verdammt sein, wie sie es wollen und verdienen; die Priester aber, die sich ihren Gott freundlich und milde dächten, möchten sich der Fülle seiner Barmherzigkeit erfreuen."

und Jude als Mensch?“ und die drei Religionen mit drei Ringen vergleicht, die ein Vater seinen drei ihm gleich lieben Söhnen hinterließ, von denen nun jeder behauptet, er allein habe den richtigen, echten, die beiden anderen seien falsch!

„Es eifre jeder seiner unbestochenen,
von Vorurteilen freien Liebe nach!
Es strebe von euch jeder um die Wette,
die Kraft des Steins in seinem Ring an Tag
zu legen! komme dieser Kraft mit Sanftmut,
mit herzlicher Verträglichkeit, mit Wohltun [1]),
mit innigster Ergebenheit in Gott
zu Hülf'!“

---

1) „Mit Wohltun“! Auf Schritt und Tritt begegnen uns im 18. Jahrhundert Wohltäter und Menschenfreunde, die um die Wette sich beeifern, dem herrschenden Elend, Armut, Niedrigkeit und Krankheit nach Kräften abzuhelfen. Dadurch unterscheidet sich das 18. Jahrhundert wesentlich von der Zeit vorher, wie auch von der Zeit nachher. Freilich hatte sich etwa im Mittelalter die Kirche, hatten sich Klöster und einzelne christlich gesinnte Männer und Frauen der Armen und Waisen angenommen und auch im 18. Jahrhundert floß das Wohltun zum großen Teil aus mehr oder minder reiner und uneigennütziger christlicher Gesinnung. Dennoch ist die Gleichgültigkeit und Herzensroheit der früheren Zeit gegen unglückliche Mitmenschen geradezu schändlich. Es mag wohl das Verdienst der Aufklärung sein, diese „christliche“ Gesinnung und feineres, menschliches Empfinden gegen Glaubensgenossen wie Andersgläubige zum Allgemeingut weiterer Kreise, sagen wir zum guten Ton gemacht zu haben. Vielleicht gab und half man jetzt aus Eitelkeit, wo man vorher aus Angst vor der Hölle und um des lieben Seelenheils willen gegeben und geholfen hatte. Auch hierin also gehen Frömmigkeit und Vernunft Hand in Hand. Aber wenn zwei dasselbe tun, ist es — sieht man auf den Grund des Herzens — oft durchaus nicht dasselbe.

Aber diese private Wohltätigkeit war natürlich nur ein Tropfen auf den heißen Stein. Das Elend war groß und eine wirklich gesicherte Existenz war das Vorrecht kaum der oberen Zehntausend. Das launische Glück hatte noch recht freies Spiel. Die Zahl derer, die mit ihrem Erwerb und Besitz von den wandelbaren Verhältnissen künstlicher Staatseinrichtungen, von den Zufälligkeiten der Lebensdauer, des Geschmackes, der Laune und Einfälle einer fürstlichen Persönlichkeit oder von der Gnade und dem Einfluß ihrer Beamten abhingen, war im 18. Jahrhundert beträchtlich, die Arbeiterlöhne oft kläglich, die Zahl der Armen und Bettler namentlich in den größeren Städten enorm; in Bamberg, um nur ein Beispiel zu geben, zählte man 2000 Arme! Durchgängig kam auf 20, 10, ja sogar auf 6 oder 7 Einwohner ein Armer! Kriege, Seuchen, Hungersnöte vermehrten das

In allen diesen Punkten gingen also die Frommen und die Vernünftigen zusammen. Doch waren — bei näherem

---

Elend. In den Teuerungsjahren 1771—72 starben allein im sächsischen Erzgebirge 150000, meist Arbeiter, aus Nahrungsmangel. Wurden doch, damit der Unternehmer bestehen konnte, in Zeiten der Teuerung die Arbeitslöhne herabgesetzt!

Heute ist die private Wohltätigkeit mehr oder minder überflüssig geworden, nachdem Staat und Gemeinde ihre soziale Aufgabe, planmäßige Abhilfe zu schaffen, vor allem aber Vorkehrungsmaßregeln zu treffen, erkannt haben. Im 18. Jahrhundert sehen wir höchstens, wie sich ganz allmählich aus der Bevölkerung heraus soziale Einrichtungen anbahnen. Von Versicherungsanstalten, Sparkassen (die erste 1787 in Oldenburg) und Banken war bereits die Rede (s. o. S. 18 Anm. 2). Geistliche und Lehrer vereinigten sich zu Witwen- und Waisenverpflegungsgesellschaften, deren es bereits 1779 in Berlin neun gab, von denen freilich manche mangels jeglicher Erfahrung und statistischer Unterlagen wieder einging. Im Stift Quedlinburg entstehen zwischen 1755 und 1760 sieben verschiedene Heirats- und Totenkassen; 1764 besteht keine einzige mehr. Die Führung übernahm bald der Norden und hier wieder der Staat Friedrichs des Großen und die Hansestädte: in Hamburg die „patriotische Gesellschaft" und in Lübeck „die Gesellschaft zur Beförderung gemeinnütziger Tätigkeit".

Die Bettelei wurde durch allzu planloses Almosenspenden zur Landplage. 1715 warnt der Kurfürst von Köln vor den Bettlern, welche als „Kesselflicker, Mausefallenhändler, Hechler, Glaser, Rosenkranz-, Nadel-, Brillen- und Vasenhändler herumzögen". 1747 wird geklagt über die vielen „bettelnden Edelleute, deren Weiber, Wittwen und Waisen, Offiziers und deren Angehörige, Pfarrer und Schullehrer, entlassene Beamte, Bekehrte, reisende Sänger und Studenten, Jäger und andere abgedankte Domestiken, Unteroffiziere, Collectanten, Musikanten, Glückshäfner usw." Ein Pfarrer auf dem Lande gab durchschnittlich 40 Thaler Almosen im Jahr, ein Bauer 12—25 Thaler. Die Regierungen beschränkten sich darauf, diese Gesellschaft einander gegenseitig zuzuschieben, so wie arme Kranke mit der „Krüppelfuhre" von Stadt zu Stadt gefahren wurden, bis sie entweder wieder gehen konnten oder den Geist aufgaben.

Wiederum erst gegen Ende des Jahrhunderts bilden sich „Gesellschaften zur Einrichtung des Armenwesens", „deutsche Armenfreunde", „freiwillige Armenfreunde". In Weimar hatte die Herzogin Amalie schon vor 1772 gute Armenanstalten ins Leben gerufen, in Berlin wurde 1774 ein Arbeitshaus zur Beschäftigung arbeitsfähiger Armer und zur Bestrafung müßiggängerischer Bettler eingerichtet. Dort bestand außerdem die große Kranken- und Versorgungsanstalt der Charité und in 78 Schulen erhielten mehr als 2000 Kinder freien Unterricht. 1798 wurde in Hamburg die Bürgerrettungsanstalt gegründet, die innerhalb dreier Jahre 1400 verarmte

Zusehen — schon in diesen Dingen die inneren Beweggründe verschieden. Wenn sie gegen unnatürliche Lebensweise, Trunksucht und Völlerei, Schnürbrust und Schminke eiferten, so meinten die Frommen: dergleichen sei ein Werk des Teufels, die Vernünftigen: es sei ungesund. Noch auf Bilderbogen, wie sie in unseren christlichen Vereinsbuchhandlungen zu haben sind, sind Theater und Konzertsaal an den breiten Weg gebaut, der in die Hölle führt. Wenn Gottsched, der Vernünftler, wie er im Buche steht, nichts von der Oper wissen will, so nicht darum, weil sie eine Stätte irdischer Wollust ist, sondern darum, weil die Leute auf der Bühne in einem fort singen, was doch höchst unvernünftig und widernatürlich sei. Die Leidenschaft der Liebe ist Pietisten wie Aufklärern ein Greuel, jenen, weil sie von der leidenschaftlichen Liebe zu Gott und Jesus abziehe, diesen, weil sie überhaupt keine Leidenschaft mögen. Zu den Dingen, die Gottsched von der Bühne verbannt haben möchte, „gehören die Vorstellungen der Affekte der Liebe, die man insgemein so unsinnig werden und so heftig rasen läßt als Gottlob nirgends unter uns geschieht". „Das Hochzeitmachen hat in theatralischen Vorstellungen dergestalt überhand genommen, daß ich es längst überdrüssig geworden bin". Und so kommt es, daß während die Aufklärer in der Ehelosigkeit der katholischen Priester eine recht mittelalterliche Natur- und Vernunftwidrigkeit sehen, das Ideal der Pietisten letzten Endes

---

Familien unterstützte und davon 941 wirklich rettete, d. h. durch kleine Vorschüsse dahin brachte, daß sie sich wieder selbst forthelfen konnten.

Biedermann, in dessen letztem Kapitel sich diese Angaben finden, faßt seine Ausführungen über die sozialen Zustände zusammen, indem er sagt: „Viel Eifer und guter Wille . . ., aber auch viel Unklarheit und Mangel an Energie in der Wahl und Anwendung der Mittel, in den untersten Schichten der Gesellschaft eine überwältigende Stumpfheit, Roheit und Leichtfertigkeit und selbst in den oberen nur schwache Spuren eines tatkräftigen Assoziationsgeistes". An den beiden Endpunkten der Entwicklung stehen christliche Nächstenliebe und soziale Organisation. Die allgemeine Menschenliebe der Wohltäter und Menschenfreunde im 18. Jahrhundert steht in der Mitte und hat das private, persönliche und planlose Wohltun mit jener, das allgemein Menschliche mit dieser gemein: ein echter geschichtlicher Umwandlungsprozeß!

die „jungfräuliche" oder „Seelenehe" ist. Beide können das Weltlich-leidenschaftliche der Liebe nicht leiden, die Pietisten aber, insofern es weltlich, die Aufklärer, insofern es leidenschaftlich ist. Die Aufklärer ziehen also der Liebe die Männerfreundschaft vor, das sei die wahre „Leidenschaft des Weisen" (Voltaire, Winckelmann s. u. S. 148); die Pietisten, namentlich die Herrnhuter, können sich in inbrünstiger Liebe zu Jesus nicht genug tun. Wir erkennen also in diesen beiden Richtungen zwei verschiedene Menschenarten, die es wahrscheinlich zu allen Zeiten gegeben hat: Verstandes- und Gefühlsmenschen. Sie sind wie zwei Geschlechter, fallen auch manchmal geradezu mit den beiden natürlichen Geschlechtern, dem männlichen und weiblichen, zusammen. Sie scheinen sich heute wieder besonders stark herauszubilden: Verstandesmenschen fühlen sich zu Wissenschaft und Volksbildung, Gefühlsmenschen zu Theosophie und Spiritismus hingezogen. Manche gehen auf den Spuren von Semlers älterem Bruder, der am „Bußkampf" und „Gnadendurchbruch" gestorben ist. Andere, nicht minder einseitig, halten es mit Gellerts höchst vernünftiger Überlegung: „Lebe, wie du, wenn du stirbst, wünschen wirst, gelebt zu haben" und „sei ein Freund der Nüchternheit!"

Und wie heute suchen sich beide Richtungen in der Gunst des Publikums den Rang abzulaufen. Das nähert sie äußerlich noch einander an: die Pietisten hüten sich, gar zu weltfremd zu erscheinen, kleiden sich elegant, und betonen mit Vorliebe, daß sie ihre Schüler durchaus zu praktischen, weltgewandten jungen Menschen erziehen wollen. In Franckes Pädagogium wird durchaus Französisch getrieben, allerdings an der Hand einer französischen Ausgabe des Neuen Testaments, aber auch Mathematik, Naturwissenschaften, Geschichte und Geographie, genau wie in den gleichzeitigen Ritter- und Adelsakademien und den wenig späteren Erziehungsanstalten der Aufklärer, Salzmanns in Schnepfenthal, Basedows in Dessau und anderen Reformschulen und Landerziehungshäusern, wie sie in einem so erziehungswütigen Zeitalter, wie es das 18. Jahrhundert war, aus dem Boden

schießen. Sogar die Anatomie wird in Halle an der Hand von Kupfern gelehrt, „auch zu mehren Malen an einem Hunde", Handwerker werden aufgesucht, im Drechseln, Glasschleifen und Holzsägen wird Unterricht erteilt. Es sei nur daran erinnert, wie ähnlich christliche Studentenverbindungen leicht der Meinung sind, sie müßten es dafür im Zechen den anderen mindestens gleichtun. Umgekehrt gaben sich die Aufklärer die größte Mühe, ja recht fromm und tugendhaft zu erscheinen, und waren es infolgedessen auch länger, als sie es vielleicht geblieben wären, wenn sie keinerlei Rücksicht auf die öffentliche Meinung zu nehmen sich genötigt gesehen hätten. Durch solche taktischen Erwägungen, infolge deren einer mit den Mitteln des anderen kämpft, werden oft von Haus aus einseitig gerichtete Geistesströmungen davor bewahrt, allzu rasch in ein radikales Fahrwasser zu geraten, bis es eines schönen Tages nicht mehr auszuhalten ist, erst einzelne, bald mehrere, schließlich die Mehrzahl offen Farbe bekennen und das Bündnis zerbricht. Auf die Periode des herzlichen Miteinanders und die des wohlwollenden Nebeneinanders (des „friedlichen Wettbewerbs") folgt alsdann die Periode des offenen Gegeneinanders. Aus Spannung wird Kampf, der so lange anhält, bis eine neue Gefahr von außen droht und das Spiel von vorn beginnt, falls sich nicht inzwischen die Parteien völlig verschoben haben.

Hatten die Liebesbezeugungen der Herrnhuter für ihren Seelenbräutigam, ihre Bußkämpfe und Verzückungen schon bisher gelegentlich stark ans Krankhafte gestreift, so arteten sie nun in grobe Geschmacklosigkeiten und Albernheiten aus. Ein jeder führte peinlichst Tagebuch über die tagsüber gehabten religiösen Erlebnisse, Erscheinungen und Erleuchtungen; die Bibel wurde als Orakel für alle Fälle und Entscheidungen des täglichen Lebens befragt, Wissenschaft und Kunst immer gründlicher verachtet. So hieß es wohl gar: „Die große Sterblichkeit der Kinder (die Goethe — S. 8 — mit großem Rechte der mangelhaften Geburtshilfe und unvernünftigen Kindererziehung seiner Zeit schuld gibt) ist eine weise Einrichtung Gottes, um wenigstens die eine Hälfte der

Menschen den Verführungen der Welt zu entziehen", und am Bett eines sterbenden Kindes erörtern ein paar hochgebildete Frauen ganz ernstlich die Frage: ob wohl das Kind selbst oder seine Eltern durch ihre Sünden daran schuld seien, daß es so viel leiden müsse. So landete der Pietismus in untätigem, gottergebenem Quietismus (Ruhseligkeit). Die Welt schien diesen Menschen so unrettbar verloren, daß sie in ihren Gebeten Jesus baten, sie aus diesem Jammertal baldmöglichst in seinen Himmel zu holen, und sie es für das Beste hielten, wenn die Welt unterginge und das Tausendjährige Reich erschiene [1]). Man stelle sich vor, daß es nach ihrem anmaßlichen Wunsche gegangen wäre und die wunderbare Fülle irdischer Geschichte der letzten zweihundert Jahre wäre unterblieben, und man ermißt, wie sehr wir allen Grund haben, ähnlicher Miesmacherei in unserer Zeit die ganze Kraft unseres Glaubens an die Zukunft des Menschengeschlechts entgegenzusetzen.

Wenn sich zwei mehr lieben wollen, als ihnen nach dem natürlichen Verhältnis ihrer beiderseitigen Wesensart zukommt, ist oft unsäglicher Haß und Verachtung das Ende vom Lied. Luther hatte gelegentlich von der Vernunft als von der gemeinen Hure gesprochen, die das menschliche Herz so leicht auf Abwege verführe. Jetzt fand man kräftigere Töne gegen die bisherigen Verbündeten: „Alle zu den Füßen Gamaliels (des Teufels) gelernte Wissenschaft ist als Dreck zu achten gegen die unerschöpfliche Weisheit Jesu Christi

1) 1755 schien es endlich soweit zu sein und Gott Ernst zu machen. Lissabon, damals noch eine der größten Städte der Welt, ging mit 60000 Einwohnern durch Erdbeben zugrunde (WuD S. 25, vgl. das Bild in Basedows Elementarwerk XCIII). Beinahe schadenfroh meinten die Gottesfürchtigen Recht behalten zu haben, und der durch die Aufklärung verbreitete Unglaube trüge die Schuld daran. Umgekehrt fingen von klein auf fromme Gemüter wie der junge Goethe an, sich über einen so grausamen und ungerechten Gott sehr zu wundern, und die eingefleischten Freigeister glaubten den klipp und klaren Beweis in Händen zu haben, daß keine Vorsehung, sondern lediglich der Zufall in der Welt regiere. So war für beide Parteien je nach ihrer Natur dieses Ereignis ein Strich durch die Rechnung oder Wasser auf ihre Mühle.

unseres Herrn.“ Dafür lächelten die Aufklärer nur noch über „die faullenzenden Fräuleins mit ihrem Durchbruch der Gnade“.

In dem Kampfe scheinen die Pietisten zu unterliegen. Auf Franckes Betreiben war, wie wir wissen, der Professor Wolff, Schüler Leibnizens, als Unchrist aus Halle vertrieben worden. Friedrich der Große rief ihn 1740 zurück. Mit Friedrich dem Großen bestieg die Aufklärung den Thron. Aber nichts verschwindet ganz, in der Natur so wenig wie in der Geschichte, und niemand siegt auf immer. Und nicht immer hat, wer siegt, deswegen die gerechte Sache verfochten. Frömmigkeit ist im Kampf von vornherein gegen Verstand und Philosophie im Nachteil. Gefühle lassen sich nicht so leicht und blendend vortragen wie Erkenntnisse und vernünftige Gründe, und Menschen mit Gefühl ziehen im Wortkampf gegen Witz und Schlagfertigkeit der Verstandesmenschen fast regelmäßig den kürzeren. Auch hat uns der Weltkrieg gezeigt, wie sich Gefühlsüberschwang und Begeisterung rascher ausgeben als kalte nüchterne Berechnung. Einstweilen leben die Pietisten als „die Stillen im Lande“. Wir wollen aber aufpassen, ob wir ihnen im Lauf der Jahrzehnte nicht doch noch einmal auf der Bühne der Geschichte begegnen.

Die Aufklärung aber ging nun ebenfalls ihren Weg für sich, wurde immer verstandesmäßiger, „rationalistischer“ und zog immer weitere Kreise.

Man rechnete damals das Mittelalter etwa bis zum Dreißigjährigen Krieg, und nannte alles, was vorher lag und was man bekämpfte: also Mordlust und Unbildung, Hexenglauben und Quacksalberei, Inquisition und Spielwut, ja sogar die deutschen Buchstaben und die Reime, die Spitzen und die von Goethe so geliebten Volksbücher wie Hans Sachs finster, mittelalterlich, altfränkisch, gotisch. Natürlich hat es auch im Mittelalter nicht an verständigen Köpfen gefehlt und schon um 1500 jubelt Celtes, einer der ersten Gelehrten: „Alles kommt jetzt ans Licht, der Himmel ist erschlossen,

die Erde durchforscht" (vgl. „... und wie wir's dann so herrlich weit gebracht"). War das auch wirklich zu früh gejubelt: anhebt die neue Zeit unstreitig mit der Zeit der lutherischen Kirchenreform und den ersten Großtaten des menschlichen Verstands und Selbstvertrauens: der Entdeckung Amerikas, der Umstürzung der bisherigen Weltansicht, nach der die Erde, wie die Bibel wollte, im Mittelpunkte der Welt ruhte und Sonne, Mond und Sterne sich um sie drehten, und mit all den in jene Zeit fallenden oft zufällig, meist doch durch wissenschaftliches Nachdenken gemachten Erfindungen technischer Natur. Was Wunder, wenn die Menschen von der Wissenschaft erhofften, sie würde sie, wie schon von so vielen Fesseln und Ängsten und bösen Geistern, von allem, was das Menschenleben einengt und bedroht, in rascher Folge befreien. Aber die hundert Jahre von Luthers Tod (1546) bis zum Ende des Dreißigjährigen Kriegs waren wieder so erfüllt von theologischen Klopffechtereien und Grobianismus auf Deutschlands hohen Schulen, daß Deutschland, einst voran, bedenklich hinter andern Ländern zurückblieb. Man hatte den Aberglauben durch Wissenschaft vertreiben wollen. Jetzt ging die Wissenschaft ein gefährliches Bündnis mit dem Aberglauben ein. Nicht das erste und nicht das letzte Mal, daß eigne Truppen mit dem Gegner paktieren und das Sprichwort recht behält: Wer Pech anfaßt, besudelt sich. So glaubten jetzt Astrologen aus dem Lauf der Sterne künftiges Schicksal vorauszuberechnen (WuD S. 8), machten sich Schwarzkünstler und Alchimisten anheischig (vgl. Faust I), den „Stein der Weisen" zu finden, Gold zu machen, wobei Böttger, der Dresdner Hofalchimist zufällig das Porzellan erfand, ja wohl gar wie im Faust II menschenähnliche Wesen in der Retorte zu erzeugen. Das Ende des 17. Jahrhunderts ist ein Zeitalter einer fieberhaften Erfindertätigkeit, eines neuen Glücksrittertums, bis man sich schmerzlich gestand, „ins Innre der Natur dringt kein erschaffner Geist ... und was sie euch nicht offenbaren mag, das zwingt ihr ihr nicht ab mit Hebeln und mit Schrauben". Den Menschen damals schien die Natur wirklich wie ein Uhrwerk mit dem Ver-

stande auseinanderzunehmen und wieder zusammenzusetzen zu sein. Die Welt eine Uhr, die Gott einmal aufgezogen hat und die nun abläuft, ohne daß Gott besonderer „Wunder" bedarf, um sie in Gang zu halten. „Nur Stümper brauchen ihren Maschinen durch Wunder nachzuhelfen." Und so wurde denn ein liebgewordenes Stück Offenbarung nach dem andern über Bord geworfen, sobald es nicht vor dem hellen „natürlichen Licht", dem Verstande Stich hielt. An die Stelle der Theologie trat die Naturwissenschaft und die Philosophie. „Die Vernunft verbannen wollen, um der Offenbarung Platz zu machen, hieße sich die Augen ausreißen, um die Jupitertrabanten (-monde) besser durch ein Teleskop zu sehen", sagte Locke (spr. Lock), der englische Zeitgenosse Leibnizens, und ließ damit die Offenbarung immerhin noch gelten. Leibniz, der, wie wir wissen, ähnlich dachte (vgl. o. S. 78), zieht jedenfalls für seine Person die Erkenntnis durch den Verstand mittelalterlicher Starrgläubigkeit vor: „Nun, es gibt Augen, die Brillen nötig haben; aber wer sich derselben bedient, soll nicht sagen, daß ohne Brille niemand gut sehen kann." Bald gelten nicht nur die Heiligen und Maria, sondern auch Jesus und Jenseits, alles als „Priestertrug". Übrig blieb nur Gott, und die Aufklärer waren bald als freie Geister bewundert, bald als Freigeister verschrien.

In der wissenschaftlichen Forschung verwarf man alles Sichstützen auf fremde Autorität und verließ sich nur noch auf eigne Erfahrung. Hatte man früher wissen wollen, ob irgend ein Körper, z. B. Holz leichter oder schwerer als Wasser sei, so hatte man in dem Grundbuch der mittelalterlichen Gelehrsamkeit, im Aristoteles (zur Zeit Alexanders des Großen) nachgeschlagen. Jetzt nahm man eine Schale mit Wasser und legte das Stück Holz hinein! 1629 findet die erste Sektion (Zergliederung) eines menschlichen Körpers in Gegenwart des Weimarer Hofes statt, 1651 führt Guericke dem Regensburger Reichstag die von ihm erfundene Luftpumpe vor, 1657 wird die Sternwarte in Jena eröffnet, seit 1674 gibt es an der dortigen Universität einen botanischen Garten und ein naturhistorisches Kabinett (Museum). Zu

den sieben Wundern Jenas gehörte das siebenstöckige Haus des Professor Weigel. Da war ein Lichtschacht, durch den man auch am Tage die Sterne sehen konnte; da wurden durch einen Flaschenzug die Besucher bequem hinauf- und heruntergetragen; da war eine hydraulische Maschine, die das Wasser durch alle Stockwerke trieb. Und wenn man in Weigels Wohnzimmer in ein trichterförmiges Gefäß, die sogenannte „Kellermagd" ein Maß Wasser goß, so kam aus einem Hahn dasselbe Quantum Wein aus dem Keller heraufgeflossen. Der Verfasser eines „Kräuterbuches" weiß zu rühmen, daß er die darin beschriebenen Pflanzen zumeist selbst gesehen und gesammelt habe und „was er ertragen für Angst, Gefahr, Sorg, groß Arbeit, Hunger, Durst, Frost, Hitze, Schrecken, lange sorgliche Reise hin und wieder durch viele Umwege des deutschen Landes, in Wäldern, Bergen und ebenen Feldern". 1701 wird in Jena zum erstenmal über Chemie gelesen und im Jahr zuvor, 1700, gründet Leibniz die Sozietät der Wissenschaften in Berlin.

Man kann sich denken, wie das Ansehen des Gelehrten steigen mußte. Bei Comenius (Orbis pictus vgl. S. 26) sitzt er noch „von den Leuten abgesondert, in der Studierstube, dem Fleiß ergeben, indem er Bücher lieset, welche er neben sich auf dem Pult aufschläget und daraus in sein Handbuch das allerbeste auszeichnet oder darinnen mit Unterstreichen oder am Rand mit einem Sternlein bezeichnet. Wer bey Nacht studiren will, der stecket ein Licht auf den Leuchter, welches geputzet wird mit der Lichtscheer, vor das Licht stellet er den Lichtschirm, welcher grün ist, damit er nicht die Schärffe des Gesichts abnütze; die Reichen gebrauchen Wachskertzen; denn das Unschlitt-Licht stinket und rauchet. Manchmal schreibet er einen Brief, welcher zusammengelegt, überschrieben und versiegelt wird. Wenn er bey Nacht ausgehet, gebraucht er eine Latern oder Fackel". Zwar meint auch Friedrich der Große noch 1737: „Die Fürsten achten gewöhnlich die Gelehrten nicht (wenn er dabei an seinen Vater dachte, hatte er ja recht!). Da diese Herren so wenig Sorgfalt auf ihren Anzug wenden und mit

dem Staube ihres Studierzimmers bedeckt sind; da ferner ein in guten Schriften bewährter Kopf und das leere Gehirn der Großen nicht sehr zu einander passen: so machen sich diese über die Gelehrten lustig und vergessen dabei, daß sie dennoch große Männer sind." Im großen ganzen waren sie jetzt bei Hofe wohlgelitten oder standen wenigstens in Briefverkehr mit Königinnen und Fürsten, ließen sich gleich diesen in vornehmer Tracht vor bauschenden Purpurvorhängen malen, kurz nahmen mitsamt ihrer Wissenschaft die Stelle im Staate und in der Gesellschaft ein, die sie neben Oper und Theater bis auf den heutigen Tag behalten haben.

Aber nicht nur hoffähig, sondern auch salonfähig waren sie geworden. Sie wollten ja die Welt bessern, also mußten sie allerdings das Ohr der Könige gewinnen, mußten aber auch geradezu unters „Volk" gehen. Mit ihrer früheren selbstgenügsamen Abschließung gegen die Außenwelt war es vorbei. Das Volk, d. h. zunächst die „bessern Bürger", verstand aber 1. keine gelehrten Fachausdrücke und 2. kein Latein, und so mußten die Gelehrten sich lediglich an die Begriffe des „gesunden Menschenverstandes" wenden und, so sauer es ihnen auch anfangs wurde, mindestens französisch, womöglich sogar deutsch zu schreiben versuchen. Das war ein schwerer Entschluß! Lohnte erst, wenn sich für deutschgedruckte Bücher der nötige Absatz fand. Bis dahin waren unter den 10—20 Millionen Deutschen vielleicht nicht viel mehr, die gelehrte Sachen lasen, als gegenwärtig unter den Norwegern oder Vlamen, die sich darum auch fremder Sprachen bedienen müssen. Lateinische oder französische Bücher konnten dagegen in der ganzen gebildeten Welt auf Leser rechnen [1]). 1688 erscheint die erste

1) Ebenso hätte es wenig genützt, wenn der Buchdruck sehr viel früher als 1450 erfunden worden wäre. Auch lateinische Bücher hätten in der ganzen Welt nicht genügend Absatz gefunden, um ein ganzes Buchdruckergewerbe in Nahrung zu setzen. Volkshochschulen wiederum wären im 18. Jahrhundert ein Unding gewesen. Erst heute ist innerhalb einer Stadt mit genügend „Konsumenten" für geistige Produktion zu rechnen. Abermals eine Stufenfolge geschichtlicher Entwicklung und Wasser auf die Mühle der materialistischen Geschichtsauffassung!

deutsche Monatsschrift „Scherz- und ernsthafte, vernünftige und einfältige (gemeinverständliche) Gedanken über allerhand lustige und nützliche Bücher und Fragen." Ebenso bezeichnend ist der Titel der Gottschedschen Zeitschriften: „Belustigungen des Verstandes und Witzes (= Geistes)" und „Anmutige Gelehrsamkeit". Ein Blick auf das Inhaltsverzeichnis zeigt den Unterhaltungsstoff der gebildeten Schichten um 1760: „Lob der Lobsucht; Lob- und Trauerrede auf einen verstorbenen Mopshund; Einladung zur Landlust an Herrn Fliedner; über Einrichtung von Stammbüchern; der Weise auf dem Sterbebette; Untersuchung, ob es erlaubt sey, bloß zu seinem Vergnügen zu studiren; wider die anatomischen Belustigungen, insonders die Vivisektion (Zergliederung von Tieren bei lebendigem Leibe); Ode auf die Buchdruckerkunst; ob die Welt schlimmer werde? Zustand der Seelen nach dem Tode; über Pompeji und Herculaneum (die 79 n. Chr. vom Vesuv verschütteten, damals eben wieder aufgedeckten römischen Städte); über Seidenwürmer (S. 65 Anm. 2, S. 67); über die Ehescheidung (damals von Friedrich dem Großen zugelassen); Kinderzucht; das Mikroskop; die Luftpumpe; Kometen; Elektrizität (WuD S. 102); das Nordlicht; der Harem; der Maulwurf, ob er wirklich keine Augen habe; Seeleu und Seebär; China, Arabien, Spanien, Ägypten; etrurische Altertümer; der Lustgarten zu Fulda; ein russischer Ehrentempel; Leichengerüst des französischen Marschalls Graf Moritz von Sachsen; Abbildung einer in Metall gegossenen kleinen Figur, die auf einem Urnendeckel bei Danzig ausgegraben; Abbildung eines silbernen Schildes Hannibals; Ode auf die Doktorpromotion eines gelehrten Frauenzimmers u. a. m.[1])." Der Salon ist im Gegensatz zur Studierstube ohne Frauen nicht denkbar und so beteiligen sich auch die Frauen nehmend und gebend an der neuen allgemeinen höheren Bildung, wobei sich herausstellte, daß „die weibliche Seele nicht unkapabler (weniger aufnahmefähig) sei als die männ-

1) Vgl. damit den Inhalt heutiger Zeitschriften und die Lehrpläne der Volkshochschulen!

liche", wenn Frauen auch vom eigentlichen Hochschulstudium noch reichlich lange ausgeschlossen blieben und Frau Gottsched an der Tür horchen mußte, um ihren berühmten Gemahl dozieren zu hören. Sie selbst fürchtet übrigens, als sie erfährt, daß in Bologna eine Frau Vorlesungen halte, daß dieselbe „in den ersten Stunden mehr Zuschauer als in den folgenden Zuhörer haben möchte", und „weiß gar wohl, daß die gelehrten Frauens-Personen nicht allemal die besten Haushälterinnen sind". Welche Fortschritte aber die Volksbildung und damit die Aufklärung im 18. Jahrhundert macht, geht am besten aus der Zunahme der deutschen Schriften gegenüber den lateinischen hervor. 1691 erschienen noch gleichviel lateinische und deutsche, 1730 doppelt, 1754 viermal, 1759 fünf, 1764 sechs, 1772 sieben, 1781 acht, 1783 neun, 1787 zehn und 1799 bereits zwanzigmal so viel deutsche Bücher als in denselben Jahren lateinische [1]). Gleichzeitig war ein reges Übersetzervölkchen geschäftig, die besten und nützlichsten Schriften der Griechen, Römer, Engländer und Franzosen mit redseligen eigenen Zusätzen und Anmerkungen der deutschen Leserwelt mundgerecht zu machen und „statt, daß sonst nur Phrasen, Familienvorfälle und Schwächen der Nächsten die Gegenstände gesellschaftlicher Unterhaltung waren, sprach man jetzt über Schauspiele und andere Gegenstände der Literatur".

Kein Licht ohne Schatten. Bald mußten sich Nachteile zeigen. Das ist das Los alles Menschlichen. Einmal der Hochmut der Gelehrten. Sie werden geadelt. Professoren wie Studenten sehen auf den Kaufmanns- und Bürgerstand herab, wie auch heute noch in kleinen Universitätsstädten. In Leipzig war es schon zu Goethes Zeiten anders (WuD S. 219), doch unterschied man um 1770 etwa 1. die große, 2. die gelehrte und 3. die geschäftige Welt. Ferner eine bedrohliche Überfüllung des Gelehrtenstandes: Schon vor 1700 schreibt ein französischer Schriftsteller: „Das Zahlenverhältnis,

1) Ein Zehntel aller von 1750 bis 1780 in Deutschland erschienenen Bücher war französisch.

in dem gegenwärtig die, die von mechanischen Fertigkeiten leben, (also die Handarbeiter) zu denen stehen, die von den freien Künsten leben (also ungefähr die Kopfarbeiter), verträgt sich nicht mehr mit der allgemeinen Volkswohlfahrt." Scharenweise verließen die Schüler der höheren Schulen dieselben vor Beendigung der Schulzeit und stürmten mit 16, ja mit 15 Jahren die Universität, bis man sich gegen Ende des Jahrhunderts, um dem Unfug zu steuern, zur Einführung von Aufnahme- bzw. Schulabgangsprüfungen entschloß. Vernünftige Männer wie Basedow verlangten dabei schon 1768: „Wird unter den Ärmeren ein außerordentliches Genie entdeckt, so muß, daß ich so rede, der Staat ihn anstatt eines besondern Sohnes annehmen. Aber die Menge ungeschickter und besonders armer Gelehrter ist eins der größten Hindernisse der öffentlichen Glückseligkeit." Die Folge war denn tatsächlich ein zahlreiches Gelehrtenproletariat und großes Gelehrtenelend, unter dem auch die Berufeneren leiden mußten: „Wo ist das deutsche Land, wo ein Gelehrter als Gelehrter leben kann? Wo ist es möglich, ohne besonders glückliche Umstände die Muße zu finden, die ein Schriftsteller braucht, wenn er in seiner Kunst groß werden will? Unser bestes wünschenswürdigstes Schicksal ist ein Amt, in dessen Erwartung wir verhungern müssen, wenn wir kein Erbteil zuzusetzen haben, und bei dem wir, wenn wir es erhalten haben, vor vieler Amtsarbeit, alle Gelehrsamkeit vergessen. Unsere besten Schriftsteller haben zuweilen die Muße, die sie zu den vortrefflichsten eigenen Werken nötig gehabt haben, durch fabrikmäßiges Übersetzen kümmerlich verdienen müssen." Man denke an Lessings und Schillers ständige Geldschwierigkeiten!

Ebensowenig konnte die Bildung der Gefahr entgehen, was sie an Breite gewann, an Tiefe und Gründlichkeit zu verlieren, zu verflachen, zur Halbbildung zu werden. „Man beschuldigt diese Nation (die Franzosen), daß sie das Heiligtum der Wissenschaft gemein gemacht, die Poesie eines Originalgedankens in die flüssige Prosa der Kaffeehäuser und Spieltische ziemlich übersetzet, aber größtenteils ersäufet habe."

Aber was ist schließlich die schönste Sache wert und nütze, wenn sie nur ganz paar wenigen Bevorzugten zugute kommt! Andererseits blieb noch ein beträchtlicher Teil des Volkes von der Aufklärung mehr oder minder unberührt. „Wenn aber vor 40 Jahren der weimarische Landesherr und seine Räte so finster waren (daß sie nämlich befahlen, in jedem Dorfe sollten bei ausbrechender Feuersbrunst geweihte Teller in die Flammen geworfen werden, um das Feuer zu löschen); wen könnte es wundern, daß noch 1787 die dickste Finsternis auf den weimarischen Dörfern herrschte! schreibt Magister Laukhard. Man sollte gar nicht glauben, daß dieselben einem Landesherrn gehörten, dessen Residenzstadt mit den hellsten Köpfen Deutschlands geschmückt ist! Hier sieht man recht augenscheinlich, daß auch die besten Schriftsteller nicht einmal in ihrem nächsten Umkreise auf die Volksklasse wirken, wenn Kirchen- und Schullehrer nicht die verdolmetschenden Vehikel (Organe, Werkzeuge) ihrer Belehrung werden. Selbst lesen tut der gemeine Mann in Städten und Dörfern selten, und liest er auch, so ist das meiste für ihn zu hoch. Wo soll er also Licht hernehmen, wenn man es ihm in der Schule und Kirche unter Scheffeln versteckt, oder was noch ärger ist, wenn selbst Schul- und Kirchenlehrer so düster leuchten, daß sie des Putzens an allen Seiten bedürfen?“ Und im 19. Jahrhundert ist die Zahl der „Ungebildeten“ durch das Hinzukommen des Arbeiterstandes derart angeschwollen, daß alle Aufklärung damit nicht mehr Schritt halten konnte. Das Volk zerfiel in zwei recht ungleiche Hälften und erst jetzt scheint Hoffnung vorhanden, daß durch Einrichtung von Volksbühnen, Volkslesehallen und Volkshochschulen das Versäumte nachgeholt wird.

Vor allem aber schoß die Aufklärung besonders in Frankreich, seit 1750 aber auch in Deutschland in zweifacher Weise über das Ziel hinaus und machte sich dadurch genau wie der Pietismus bei allen Gesundempfindenden unbeliebt, lächerlich und verhaßt. Erstens nahm unter den Aufklärern die Zahl derer zu, die nur noch spotteten, bloß um zu spotten; die sich darin gefielen, zu verblüffen und vor den Kopf zu

stoßen. Eitle Gesellen, die ihre Aufgabe darin sahen, alles zu bewitzeln und überhaupt nichts mehr ernst zu nehmen. „Wenn es keinen Gott gäbe, müßte man ihn erfinden", antwortete Voltaire auf die Frage, ob er an Gott glaube. Aber Voltaire war doch leidenschaftlich und männlich für Unschuld und Recht der Unterdrückten eingetreten! Andere Landsleute von ihm fanden einen teuflischen Spaß daran, alles Seelische und Geistige in der Welt zu leugnen, den Menschen dem Tier oder einer Maschine gleich zu stellen. Weil einige Gebräuche und Sitten sich als unsinnig herausgestellt hatten, sollten alle sinnlos sein. Sie ruhten nicht, bis das ganze Leben so nüchtern und fad wie möglich geworden war. Kein Wunder, wenn sie damit den Widerspruch aller begeisterungsfähigen und schönheitstrunkenen jungen Menschen herausforderten und Schiller sich aus dieser entgötterten Welt in das alte Griechenland zurücksehnte: „Wo jetzt nur, wie unsre Weisen sagen, seelenlos ein Feuerball sich dreht, lenkte damals seinen goldnen Wagen Helios in stiller Majestät."

Außerdem wuchs — und diese hauptsächlich in Deutschland, in Leipzig und später in Berlin — die Schar trockener Pedanten vom Schlage Wagners in Goethes Faust, die sich, wenn sie fromm, kunstsinnig oder verliebt waren, erst mit dem Verstande genaue Rechenschaft über ihre Neigungen und Abneigungen ablegen zu müssen glaubten. „Jahrelang schon bedien' ich mich meiner Nase zum Riechen; hab ich denn wirklich an sie auch ein erweisliches Recht?" „Gerne dien' ich den Freunden, doch tu ich es leider mit Neigung und so wurmt es mich oft, daß ich nicht tugendhaft bin. — Da ist kein anderer Rat, du mußt suchen, sie zu verachten, und mit Abscheu alsdann tun, wie die Pflicht dir gebeut." Hatte Zinzendorf seine Jesuslieder aus des Herzens Überfluß hervorgestammelt, so dichtet Gellert:

„Wenn ich, o Schöpfer, deine Macht,
die Weisheit deiner Wege,
die Liebe, die für alle wacht,
anbetend überlege;

so weiß ich, von Bewundrung voll,
nicht, wie ich dich erheben soll,
mein Gott, mein Herr und Vater!"

So „verbesserte" Klopstock alte schöne Kirchenlieder in schwachen Stunden höchst „verständig", indem er statt: „Herzliebster Jesu ..." einsetzte: „Versöhner Gottes! was hast du verbrochen"; statt „Jesus meine Zuversicht und mein Heiland ..." „mein Versöhner ist im Leben"; statt: „Liebster Jesus wir sind hier dich und dein Wort anzuhören" „Jesus Christus wir sind hier deine Weisheit anzuhören"; kräftige Zeilen wie „Es woll uns Gott genädig sein" „Mitten wir im Leben sind"... „Wie schön leucht' uns der Morgenstern" in „Es wolle Gott uns gnädig sein", „Wir, der Erde Pilger, sind von dem Tode umgeben" „Wie leuchtet uns der Morgenstern" verwässerte. Am schlimmsten war aber das „Gottschedische Gewässer", das Goethe zur Genüge in Leipzig kennen lernte (S. 220), jene wie Wasser flüssige, glatte und wie Wasser abgeschmackte und geschmacklose, farblose Schreibart, die aus dem an sich löblichen Bestreben, einfach, schlicht, natürlich und gemeinverständlich zu sein, entstanden war und die uns heute ebenso noch anhängt wie jene andre, von der S. 72 die Rede war. Junge Leute schrieben damals so bedächtig und reinlich, wie Goethe im Alter von einigen 60 Jahren, als er sich an die Abfassung seiner Lebensbeschreibung machte, nur nicht so geistvoll. Zur Kunst hatten die Gottsched-Leute gar kein rechtes Verhältnis. Von Musik wollten sie, wie sich denken läßt, am allerwenigsten wissen. Für die damaligen Kirchenchöre ist selbst der fromme Klopstock nicht zu haben. Er ist durchaus nicht gegen jede Musik, aber „man wird einen gewissen Lärm, der mit dem Geschrei eines Chors, in vielen unsern Kirchen ohne den geringsten Anstand und Feierlichkeit, bisweilen entsteht, nicht Musik nennen wollen!" Es gab herrliche Musik, man denke an Haydn, Händel, Bach, deren Schöpfung, Jahreszeiten, Matthäuspassion, Kantaten und Oratorien heute wie je die Hörer ergreifen. In das Reich der Musik flüchtete sich alles, was durch Aufklärung nicht satt wurde, also vor

allem die Frommen. Und so ist die hohe Musik des 18. Jahrhunderts zumeist Kirchenmusik. Nicht, als ob sonst nicht „musiziert“ worden wäre! Höfische Feste waren ohne Musik nicht denkbar. Im Zeitalter des Prunks herrschte natürlich die meist italienische Oper (unsere musikalischen Kunstausdrücke sind heute noch italienisch: lento, adagio, staccato usw.), im Zeitalter der Anmut, also beispielsweise in Sanssouci, das französische Konzert. In den Gärten klangen Flöte, Mandoline und Geige, im Zimmer, zart und silbrig, Klavichord und Spinett. Das deutsche Lied aber war selbst aus dem Bürgerstande beinahe verschwunden (Prinz Eugenius, der edle Ritter um 1700 ist eins der letztentstandenen), bis es im 19. Jahrhundert durch die Schule als Volkslied wieder gesungen wurde und in unsern Tagen kräftiger im Wandervogel neu aufgelebt ist. Die Malerei hatte bisher in Wand- und Deckengemälden mit gewagtester Perspektive, Göttern auf Wolken, wallenden Vorhängen, Purpur und Gold geschwelgt (vgl. als „Überbleibsel“ dieses Geschmacks unsre Theatervorhänge!). Nur in den Niederlanden war man ernster und sinniger gestimmt. Jetzt sollte der Maler getreulich, beinah wissenschaftlich genau, Zug für Zug, die Natur nachbilden (WuD S. 95 u 183). Wenn er Trauben malte, mußten die Vögel herbeigeflogen kommen; sodaß also heute nach Erfindung der Photographie alles Zeichnen und nach Erfindung der Farbenphotographie alle Malerei überflüssig geworden wäre. Auf ein überfarbenfreudiges Zeitalter folgt eins, das die Zeichnung, den Stich, scharfe und reinliche Umrisse dem Gemälde vorzieht. Wenn aber schon Farben, dann, so vor allem in der Kleidung, nicht nur die dunklen, schwarz, dunkelrot und blau, sondern hellblau und gelb, silber, rosa und weiß. Aufklärung auch hier! Der Dichter endlich sollte nach ihrer Meinung Gelehrsamkeit und Weisheit auf angenehme Weise vortragen; das Gelegenheitsgedicht, das Lobgedicht, die Fabel mit ihrer faustdicken Moral am Schluß wurden vorzüglich gepflegt. Die berechtigte Absage an Schwulst, Bombast und Unfläterei dehnte man auch auf die guten alten Volksbücher und derbkomischen Volksspiele aus:

„Das Märchen von Dr. Faust hat lange genug den Pöbel belustigt, man hat ziemlichermaßen aufgehöret, solche Alfanzereien gern anzusehen" (Gottsched). Auf Christian Weises Zittauer Schulkomödienzettel um 1700 stehen noch: „Tobias und die Schwalbe", „Die traurige Geschichte vom Glocken-Gießer zu Halberstadt, der vor etlichen 100 Jahren seinen Gesellen erstochen hat", „Diogenes im Weinfaß", „Die heiligen vier Könige", „Daniel in der Löwengrube", „St. Georg mit dem Lindwurm", „Ausbund aller bösen Weiber", „Von der Ausführung der Kinder zu Hameln". Wahrscheinlich stak in diesen „Alfanzereien" mehr wirkliches Leben als in Gottscheds zum Davonlaufen vorschriftsmäßigem „Sterbenden Cato". Die spaßigsten Seiltänze vollführen aber diese klugen Leute, wenn sie sich verlieben. Als Gottsched der Luise Kulmus seine Liebe erklärt, antwortet sie ihm: „Die vorteilhafte Meinung, so Sie von mir gefaßt, hat ungemein viel Schmeichelhaftes für mich und Ihre Wahl macht mir Ehre. Wie glücklich wäre ich, wenn mich meine Verdienste dazu berechtigten. Ihr Beifall macht meinen einzigen Wert aus, und ich würde stolz darauf, wenn ich nicht von meiner eigenen Überzeugung gedemütigt würde." Die Menschen hatten doch vernünftig und natürlich werden wollen? Vernünftig, bei Gott, das waren sie mehr als genug geworden, aber von Natürlichkeit waren sie weiter denn je entfernt. An die Stelle der Perücke war der Zopf getreten.

Es ist oft das Los geistiger Bewegungen, daß nur ihre Auswüchse und Entartungserscheinungen sich dem Gedächtnis der Nachwelt einprägen (so wie man ja auch, wenn vom Leben im Felde die Rede ist, sogleich an die belgischen Greuel und das Etappentreiben denkt). Daß aber einer als Greis schwach, wohl gar kindisch wird, schließt nicht aus, daß er als Jüngling und Mann stark und vernünftig gewesen ist. Wenn die Aufklärung zuguterletzt banausisch und hausbacken wurde, so darf man nicht vergessen, daß sie alles, was in schlechtem Sinne mittelalterlich heißen konnte, auszufegen unternommen hatte. Es war Tag geworden. Aber man kann's den Menschen nicht recht machen, oder die

Menschen wissen's selbst nicht, was sie eigentlich wollen und was zu ihrem Frieden dient: bald ist's ihnen bekanntlich zu heiß, bald zu kalt, zu finster bald und bald zu hell.

Natürlichkeit und Lebensgenuß

Natur wider „Kultur", heiterer Lebensgenuß wider strenge Vernunft, Land gegen Stadt. In Deutschland schrittweiser Übergang von der Steifheit des Barocks und der Strenge der Aufklärung zu ungezwungener Natürlichkeit: Rokoko, Schäferei — Gleim-Halberstadt und seine Freunde: das anakreontische Gegängel. Salontiroler und Salonproletarier. Die Schweizer: Bodmer, der Patriarch, Hallers „Alpen", Geßners „Idyllen". In Frankreich schroffer Bruch mit Kultur und Aufklärung: Rousseaus Zurück zur Natur!

„Ihr wart wohl sehr vergnügt? — Sehr. — Das war wohlgetan.
Ihr spieltet — Pfänder — So! Damöt war auch zugegen?
Und tanztet? — Um den Baum. — Ich hätt euch sehen mögen."

Wer spricht so? Gottsched? Zinzendorf? Nein, das klingt weder sehr verständig noch auch besonders fromm. Es steht in Goethes erstem Schauspiel: Die Laune des Verliebten, ein Schäferspiel in Versen, das er im Anschluß an Selbsterlebtes im Jahre 1769 in Leipzig, der Hochburg der Aufklärung, als „Schäfer an der Pleiße" (S. 241) schrieb.

Besinnen wir uns: Erst im Bunde mit den Frommen, später im Wett- und Widerstreit mit ihnen hatte die Aufklärung unternommen, mit Hilfe des natürlichen Lichts, der Vernunft, alles unvernünftige und unnatürliche Wesen zu beseitigen. Gottsched hatte verlangt, daß ein Schauspiel sich möglichst am selben Ort und an ein und demselben Tage abspiele. Daß der erste Akt im Orient, der zweite 20 Jahre später in Venedig spiele, sei unnatürlich. Lessing forderte, daß der Bildhauer keine Menschen im Augenblick des Ausbruchs höchsten Schmerzes darstelle. Es sei unnatürlich, daß, was in Wirklichkeit keine Minute lang daure, nun in Stein gehauen Jahre und Jahrhunderte lang dastände. Alles sehr gescheite Erkenntnisse, aber eben Erkenntnisse. Man

kannte die Natur besser denn je — aus der Naturwissenschaft. Im Grunde war man mit all den neuen angeblich der Natur abgelauschten Gesetzen und Regeln einer neuen Unnatur verfallen, sintemal die Natur eben nicht bloß aus Gesetz und Regel besteht; lebendigere Geister fühlten sich von der Aufklärung und ihrer Afternatur verraten und gingen sehr bald, die einen schüchtern, die andern kühner ihre eigenen Wege.

Der Städter von ehedem war naturscheu und verließ die Stadt nur, wenn er mußte. Bäume und Anlagen innerhalb der Mauern gab es nicht. Fürsten und Adel im Zeitalter Ludwigs XIV. hatten ihre Jagdschlösser, da nun einmal die Jagd zum guten Ton gehörte. Aber sie fuhren womöglich in geschlossener Kutsche nach Marly und Moritzburg und waren heilsfroh, wenn sie wieder unter Dach und Fach waren[1]). Auch heute gibt es Menschen, die die Natur nur aus den Fenstern des Speisewagens kennen. Man legte Parke

1) Die strenge Grenze zwischen Stadt und Land, die im frühen Mittelalter entstanden war, wurde nun verwischt. Klöster und Einsiedeleien waren bis zur Reformation wenn auch oft recht eigenartige Kulturoasen gewesen. Seitdem war das Land geistig evakuiert, entleert. Aber seit der Reformation wurde manches ländliche Pfarrhaus eine Stätte geistiger Bildung (vgl. Sesenheim WuD S. 368), auf manchem Grafen- und Herrensitz ging es zur Zeit Ludwigs XIV. recht großstädtisch-höfisch zu: Schloß Cirey bei Verdun, wo Voltaire in der „Verbannung“ bei der Marquise du Châtelet mit Herzögen und hohen Damen in einer von Festlichkeiten, geselligen Vergnügungen und Komödienspiel belebten Zurückgezogenheit lebte, der Kreis des Grafen Stadion auf seinem Schloß bei Biberach, zu dem Wieland (s. S. 130) eine Zeitlang gehörte. Reformschulen wurden wie schon früher Schulpforta, jetzt im Gefolge der Aufklärung gern in alte Klöster oder sonst in ländliche Einsamkeit verlegt und mancher Adlige, so der Herr von Bünau auf seinem Gut Nöthniz bei Dresden, hatte seine Bibliothek und Gemäldegalerie und gewährte Künstlern und Gelehrten (vgl. Winckelmann S. 148) gastfreie Unterkunft. Friedrich der Große verpflanzte neue Manufakturen mit Vorliebe aufs flache Land, bis mit Erfindung der Eisenbahn alle so entstandene Kultur auf dem flachen Lande wieder von den städtischen Verkehrszentren aufgesogen wurde und es erst heute erneut in Dörfern und einsamen Tälern, in Gartenstädten, Landerziehungs- und Volkshochschulheimen, ländlichen Volkshochschulen und Bildungsvereinen (Zurück zur Natur und Kultivierung des flachen Landes als eine Form der Sozialisierung des Geistes) lebendig zu werden beginnt.

und Gärten an, aber wohlgemerkt jene regelmäßigen mif beschnittenen Hecken, Pyramiden und Kugelbäumen, die uns heute so unnatürlich erscheinen. Man wollte der Natur zeigen, wie sie auszusehen hätte! Die Aufklärung änderte wenig daran. Sie hatte von vornherein ihre geheime Freude an diesem Siege der Vernunft über die Natur. Am liebsten hätte man alle alten — gotischen — Städte eingerissen und neue mit lauter kerzengraden Straßen angelegt. Das rechtwinklige Mannheim, die Berliner Friedrichstadt, Neudietendorf (vgl. o. S. 73) und das sternförmige Karlsruhe entstanden damals und wurden gehörig bestaunt[1]). Fromme Gemüter wie der Pastor Brockes (spr. Brooks) in Hamburg bewunderten in der Natur das große Kunstwerk Gottes, der so weislich für uns Menschen gesorgt habe. Er dichtete jeden Sonntag morgen langatmige Lobgesänge auf — das fette Rindvieh und den saftigen Kohl[2]). Die Aufklärung lehrte, man müsse sich Bewegung machen, um sich gesund zu erhalten. Was tat man? Man baute und kaufte Motionsmaschinen, auf- und niedergehende sattelähnliche Vorrichtungen, und der Professor Baumgarten in Halle, ein Wolffschüler, hackte Holz — in seinem Zimmer. Und dabei brauchten diese Menschen selbst in großen Städten nicht erst eine halbe Stunde mit der Straßenbahn zu fahren, um ins Freie zu kommen! Die Aufklärung hatte gelehrt, man brauche, um gut und glücklich zu werden, kein streng-

1) Später ging man, so in Weimar, zum „englischen" Naturpark über — vgl. den „englischen Garten" in München, oder beschränkte wenigstens die Regelmäßigkeit auf ein Herzstück in nächster Umgebung des Schlosses wie im Dresdner Großen Garten. Heute will gar mancher Villenbesitzer womöglich einige Quadratmeter Urwald mit Hochgebirge und Wasserfällen vor seinem Hause haben, und neue Städte werden so unregelmäßig wie möglich angelegt, vgl. Hellerau.

2) Es ist immer bezeichnend, wie sich die Menschen das Paradies vorstellen: als Paradiesgärtlein, als idyllische Landschaft (vgl. das Jenaer „Paradies") oder — wie im 18. Jahrhundert — als die Stadt, in der Gottes Thron steht. „Könnt ich an diesen hellen Thronen doch schon von heut' an ewig wohnen. ... Ich bin zufrieden, daß ich die Stadt gesehn, und ohn Ermüden will ich ihr näher gehn, und ihre hellen goldnen Gassen lebenslang nicht aus den Augen lassen (Hermes 1778).

gläubiger Christ zu sein, im Gegenteil, und auf das Beispiel der Wilden in Amerika, auf die Geschichte von Robinson und Freytag (1719 in England erschienen) wie noch Ende des Jahrhunderts auf Seumes „Kanadier, der Europens übertünchte Höflichkeit nicht kannte“, verwiesen. Jetzt fand man: man brauche auch nicht weise und gelehrt zu sein, im Gegenteil, und prägte das damals durchaus ernst gemeinte Wort von der „Unschuld auf dem Lande“.

Auch diese Bewegung war nicht von gestern. In den griechischen Gedichten Theokrits und den lateinischen des Horaz hatte man bereits viel von den unschuldigen Freuden des Lebens auf dem Lande gelesen. Opitz, ein deutscher Dichter zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges, also Zeitgenosse Logaus (siehe S. 74) dichtete:

„Ich empfinde fast ein Grauen,
daß ich, Plato, für und für
bin gesessen über dir.
Es ist Zeit hinauszuschauen
und sich bei den frischen Quellen
in dem Grünen zu ergehn,
wo die schönen Blumen stehn
und die Fischer Netze stellen.“

Liselotte wollte „lieber mit guten Freunden im grünen Gras bei einem Brunnen sitzen“. Nicht allein, daß nach dem Tode Ludwigs XIV. die junge Welt bei Hofe aufatmete und sich etwas ungezwungener bewegte, der ernste würdige Gesichtsausdruck des Barock sich zum — wenn auch immer noch höflichen und verbindlichen — Lächeln des Rokoko verzog: das war etwas beweglicher, lebendiger, naürlicher, aber immer noch geschniegelt und geschnörkelt genug! Jetzt trat außerdem eine wunderliche Mischung von städtischer Steifheit, in der man's auf die Dauer nicht aushielt, und ländlicher Einfalt, die man so gut und schlecht, wie's eben gehen wollte, nachahmte, ein. Manche begnügten sich mit einer läppischen Tierliebhaberei und zimperlichen Blumenpflege, andere hatten sich das Volk der Hirten, besonders den Schäfer, als Muster auserkoren, und wir erleben zu derselben Zeit, in der der Besenbinder sich als Galanthomme

ausstaffiert (s. o. S. 71), den galanten Schäfer, eine Mode, der sich so leicht keiner entzog: selbst der nüchterne Gellert (vgl. S. 97) dichtete pflichtgemäß einige Schäferspiele und der junge Klopstock Schäfergedichte. Christian Felix Weiße (nicht jener Zittauer S. 100!) versorgte die Bühne mit einer ganzen Reihe operettenhafter Singspiele: „Die Liebe auf dem Lande", „Der Erntekranz", „Lottchen am Hofe", zu deren Schauplatz er, wie er ausdrücklich begründet, nicht ländliche Szenen wählt, weil es im Besuchszimmer doch zu unnatürlich wäre, wenn in einem fort gesungen wird. Aber Schäfer und Schäferinnen sangen immer?! Und waren immer noch gepudert und geschminkt und tanzten auf dem Rasen — in Stöckelschuhen. Dabei gab man sich griechische Namen: Damöt, Daphnis, Phillis, Chloë. „Ihren Schäfer zu erwarten trallalali trallalala schlich sich Phillis in den Garten trallalali tralla" wie es im Studentenlied, freilich reichlich gassenhauermäßig, nachklingt. Ein ganzer Kunstzweig hat uns diese sonderbare Mode bis auf den heutigen Tag aufbehalten: die Meißner Porzellankunst, deren Erfindung ja gerade in die Zeit der Schäferei fiel (1709ff.). Diese halb steifen halb zierlichen Figürchen und Püppchen — wer hätte sie nicht auf unsern altväterischen Wandbrettern oder in unsern Jahrmarktsbuden scherzen, Kränze winden und sich küssen sehen! — mit ihren gelben, hellblauen, rosa und weißen Kleidern, sind dazumal tatsächlich so herumgewandelt. Ein erster zaghafter Versuch, der Natur näher zu kommen! Aber man war auf halbem Wege stehen geblieben, war Salon-, war Rokokoschäfer geworden, wie man 150 Jahre später unter ähnlichen Zeitumständen — Salontiroler wurde.

Aber man war fürs erste zufrieden, wenn man auf die eine oder andre Weise der Etikette und der Schulmeisterei ein Schnippchen schlug. War die Schäferei eine Absage an allen höfischen Zwang, ohne daß man ihn doch ganz los werden konnte oder auch nur energisch los werden wollte, so huldigten verschiedenenorts junge Leute, besonders die „Musensöhne" auf Deutschlands hohen Schulen, hinter dem Rücken der

Aufklärung einer weniger trockenen und weniger ernsthaften Lebensauffassung. So schlossen 1739 in Halle die jungen Studenten: Gleim, Uz und Götz einen Freundschaftsbund und gaben in den folgenden Jahren eine Reihe Gedichte „nach Anakreon“, einem griechischen Dichter, „Tändeleien“ und „Scherzhafte Gedichte“ heraus. Einige Überschriften als Speisekarte dieses neuen Geschmacks! „Morgenlied der Schäfer“ (also auch hier!); „Einladung zum Vergnügen“, „An den Frühling“, „An Herrn Gleim in Berlin“, „Todesgedanken“, „Pflicht zu verliebten Gesprächen“, „Das Möpschen“, „Die Muse bei den Hirten“. „An Amor“, „Zufriedenheit“, „Die Weinlese“, „An Doris“, „Amor im Garten“, „An den Tod einer Nachtigall“, „Auf eine schwarze Lerche“, „An Venus“, „Die Eigenschaften einer Geliebten“, „Der Weise auf dem Lande“, „Die versöhnte Daphnis“ und über der Widmung steht nicht mehr: Dem durchlauchtichsten Fürsten und Herrn . . . Ew. Durchlaucht untertänigst-gehorsamster und getreuester Knecht; auch nicht mehr „Gnade, Barmherzigkeit und Friede von Gott unserm Vater und dem Herrn Jesu Christo!“ noch „Hochvernünftiger Leser!“ sondern: „Geliebte Mitschwestern!“ In der Vorrede aber beeilten sich die Dichter zu betonen, damit sie nicht etwa in falschen Verdacht kämen, als wären sie wirklich solche leichtfertigen Brüder: sie wären ja gar nicht so! „Allein, geehrter Freund, die Zeit nur zu vertreiben, kann ich von Liebe zwar, doch ohne Liebe schreiben“, wohingegen Goethes Gedichte wirklich aus den Herzen kommen, auch seine Schäferspiele erlebt sind, „Bruchstücke einer großen Konfession (Beichte)“ (WuD S. 244). In den Kreis traten später noch andere, so ein gewisser Jacobi, der mit Gleim Freundschaftsbriefe in reichlich überschwänglicher Tonart wechselte, wie folgende Probe zeigt, aus der zugleich das ganze Spielerische, Müßige und Schnörkelhafte dieser Lebensweise hervorgeht: „Zürne nicht, kleiner Amor, daß ich in der Sprache der Menschen mit dir rede. Aber ist dies nicht die Sprache, worin ich deinem Anakreon (also Gleim) sage, daß ich ihn liebe? So höre denn, lieber Amor, du der weiseste unter deinen Brüdern,

höre meine Bitte. O schleiche hin, zu meinem Freunde, und wenn er in Papieren vertieft, dich nicht sehen will, so klettere auf den höchsten Stoß Akten, rausche mit den Flügeln; und hört er noch nicht, so nimm ihm die Feder, so greife nach der Leier und drohe sie zu verstimmen; bis er vor Ungeduld dir zu sprechen erlaubt. Dann Amor, dann nenne mit traurigem Ton meinen Namen, dann sag ihm, daß mir kein Morgen mehr schön, kein Abend mehr heiter ist. — Sag ihm alles, kleiner, gütiger Gott, sag es ihm weinend, denn einen Amor kann er nicht weinen sehen. Er wird sich hinsetzen und an seinen Jacobi schreiben." Höchst unvernünftig, aber auch noch kein reines, gesundes, natürliches Gefühl! Parfüm! Zuckerwasser, Bonbon, Limonade! Ganz stolz war aber der Freundeskreis, als sich gar eine deutsche Sappho (so hieß die griechische Dichterin aus der Zeit des Anakreon) einfand und noch dazu ein echtes Naturkind, ein einfaches Bauernmädchen, das wirklich das Vieh auf die Weide getrieben hatte und ohne alle Gelehrsamkeit ans Dichten gekommen war. Sie war an einen groben Menschen verheiratet worden, der eines Abends freudestrahlend nach Hause kam: „Vivat! es lebe der König von Preußen! Er hat die Erlaubnis zur Ehescheidung gegeben. Höre Luise, was meinst du, wenn wir die ersten wären, die sich scheiden ließen?" Zum zweitenmal ging es ihr nicht viel besser mit einem Schneider Karsch. Leichencarmina (WuD S. 151), Hochzeitsgedichte und Siegespsalmen auf Friedrich den Großen erregten die Aufmerksamkeit eines Gönners und Menschenfreundes, der sie, während ihr Mann ins Feld mußte, mit nach Berlin nahm und als Wunderkind rasch in die Mode brachte, ja ihr sogar eine Unterredung mit dem König verschaffte.

„Er frug: Wer lehrte dich Gesang?
Wer unterwies dich in Apollos Saitenzwang? —
Held! sprach ich, die Natur und deine Siege machten
mich ohne Kunst zur Dichterin."

Als ihr Friedrich zwei ganze Thaler überschickte, antwortete sie:

„Zwei Thaler gibt kein großer König;
ein solch Geschenk vergrößert nicht mein Glück —
nein, es erniedrigt mich ein wenig;
drum geb ich es zurück."

Berlin und Halberstadt — dort hatte sich Gleim niedergelassen — waren nicht der rechte Boden für ein solches Menschenkind. Tiefseefische platzen, wenn man sie an die Oberfläche holt. Manchem unsrer Arbeiterdichter droht dieselbe Gefahr, sobald sie „Salonproletarier" werden (der Gegensatz zum Salontiroler! Beides ungesunde, künstliche Mischung der Stände!). Als die Anakreontiker älter wurden, kriegten sie das leere Geschwätz und „Gegängel" (WuD S. 235) satt. Rechte Männer sind sie nie geworden. Durch den Siebenjährigen Krieg wurde Gleim vorübergehend aufgerüttelt und dichtete seine wuchtigen „Grenadierlieder": „Auf einer Trommel saß der Held und dachte seine Schlacht, den Himmel über sich zum Zelt und um sich her die Nacht." Bis in sein hohes Alter hielt er in Halberstadt gastfreies Haus und in seinem „Freundschaftstempel" hingen die Ölporträts seiner Freunde und Jünger.

Nebenher geht bei andern deutlich der Wunsch, auf dem Lande und in der stillen, freundlichen Natur das ganze Treiben dieser Welt zu vergessen. So in der Fabel von der Feldmaus und der Stadtmaus. So dichtet Ewald von Kleist, der 1759 in der Schlacht bei Kunersdorf auf preußischer Seite fiel, in einem Gedicht: Der Frühling, weltmüde:

„O dreimal seliges Volk, das ohne Stürme des Unglücks
das Meer des Lebens durchschifft, dem einsam in Gründen die Tage
wie sanfte Weste verfliegen! Laß andre, dem wimmelnden Pöbel,
der Bäume und Dächer ersteigt, zur Schau, in Siegswägen gleißen,
von Elefanten gezogen; laß sie der Wellen Gebirge
mit Wolken von Segeln bedecken, und Japan in Westen versetzen."

Auch das gab es schon früher. Bereits um 1700 meint der preußische Hofdichter Canitz:

„Und wenn ich ohne Streit die Garben binden kann,
ficht Frankreich mich so viel als wie der Mogul an."

Aber damals führte Weltschmerz meist zum Pietismus; jetzt zur Natur.

Und wendete sich gegen die Stadt mit all ihrer Zivilisation und neunmal klugen Bildung! „Selten wird man in der Stadt, wo die Menschen sich gewöhnlich aufgeklärter und besser dünken“, solche Reinheit der Sitten finden, wie auf dem Lande, heißt es in einem Roman aus den siebziger Jahren (Sigwart, eine Klostergeschichte). Vielleicht kannte der Verfasser die ländlichen Verhältnisse so wenig, wie heute mancher, der ähnlich redet. Genug, er glaubte es. Und ein Land gab es, in dem mußte etwas davon wahr sein. Das war die Schweiz, die so viele kerngesunde Beiträge zur deutschen Bildung geliefert hat: Pestalozzi, Gottfried Keller, Konrad Ferdinand Meyer. Da hatte Professor Bodmer ein ländliches Häuschen auf einer Anhöhe oberhalb Zürichs, von dem aus der Blick über den blauen See hinüber auf die Schneeberge schweifte. Dort sind nacheinander Klopstock, Wieland und Goethe eingekehrt (WuD S. 630). Er selbst dichtete auch von Hirten, aber von dem Hirtenvolk des Alten Testaments, von dessen patriarchalischem Dasein Goethe in Wahrheit und Dichtung S. 111 ff. ein so naturfrisches Bild entwirft. Er liebte die Minnesänger der Ritterzeit und zog die Handschrift des damals noch von niemandem gekannten und nach seinem Erscheinen von Friedrich dem Großen verkannten [1]) Nibelungenlieds ans Tageslicht. Ein andrer, zu Lebzeiten weit berühmter Arzt und Naturgelehrter, Haller aus Bern, hatte in seiner Jugend, er war 1708 geboren, wie die von Wernicke parodierten „Lohensteiner“ (vgl. o. S. 75) schwülstig gedichtet, dann aber eine um so gründlichere Bekehrung zum Schlichten erfahren, seine

1) 1784 über eine Ausgabe der Minnesänger: Hochgelahrter lieber Getreuer, Ihr urteilet viel zu vorteilhaft von denen Gedichten aus dem zwölften, dreizehnten und vierzehnten Säculo (Jahrhundert). . . . Meiner Einsicht nach sind solche nicht einen Schuß Pulver wert und verdienten nicht aus dem Staube der Vergessenheit gezogen zu werden. In Meiner Büchersammlung wenigstens würde Ich dergleichen elendes Zeug nicht dulden, sondern herausschmeißen. Das Mir davon eingesandte Exemplar mag dahero sein Schicksal in der dortigen großen Bibliothek abwarten. Viel Nachfrage verspricht aber demselben nicht Euer sonst gnädiger König, Friderich.

Jugendgedichte vernichtet und in einem großen Lehrgedicht, „Die Alpen“, halb aufklärerisch halb natürlich, das einfache Volk der Berge der verdorbenen Menschheit zum Spiegel vorgehalten, wie das einst ähnlich der Römer Tacitus mit den Germanen getan:

„Wie sehr wünscht Peru nicht so arm zu sein als du.
Man ißt, man trinkt, man schläft und kennt kein ander Glücke ...
Was liebenswürdig ist, wird ohne Scheu geliebt.
Man liebet vor sich selbst und nicht vor seine Väter ...
Die Eh wird oft durch nichts als beider Tun befestigt ...
Die holde Nachtigall grüßt sie auf nahen Zweigen,
die Wollust deckt ihr Bett auf sanft geschwollnem Moos,
zum Vorhang dient ein Baum der Einsamkeit zum Zeugen,
die Liebe führt die Braut in ihres Hirten Schoß.“

(Vgl. Walther von der Vogelweide: „Unter der Linden auf der Heide“.)

„Seht ein verachtet Volk bei Müh und Armut lachen
und lernt, daß die Natur allein kann glücklich machen!“

Als dritten Schweizer erwähnen wir den 1730 geborenen Züricher Buchhändler Salomon Geßner, dessen „Idyllen“ eins der gelesensten Bücher romantisch veranlagter Gemüter waren. Sie führen in erträumte glückliche Gefilde, in denen nur noch ganz natürlich und dabei doch poetisch und ideal gelebt und geliebt wird. Die Sätze bestehen aus verzücktem Lächeln, holden Seufzern und — Ausrufezeichen! Da ist immer wieder die Rede von „tugendhaften“, von „zärtlichen“, von „losen Mädchen“. Da wird gehüpft, geküßt, geschmachtet und süß geweint. Und ein Schweizer ist, wenn auch kein Deutschschweizer, der Mann aus der Stadt Calvins, der, wie dieser leidenschaftliche Reformator vor 200 Jahren getan, sämtliche eitlen Götzen- und Heiligenbilder seiner Zeit, wo er sie fand, herunterreißen wollte und mit seinem weithin hallenden Streitruf gegen alles Bestehende, darauf man in den tonangebenden Kreisen gerade noch so stolz gewesen war, mit dem Rufe: Zurück zur Natur! in Deutschland eine geistige, in Frankreich eine politische Revolution hervorgerufen hat; den unsere größten Dichter und

Denker als ihren Meister verehrten, von dem Goethe in WuD immer wieder spricht: der Genfer Rousseau.

Rousseaus (spr. Russo) äußerer Lebensgang ähnelt in manchem dem der Karschin, nur daß er noch weit seltsamer und — großartiger verläuft. 1712 als Uhrmacherssohn geboren (also gleichaltrig mit Friedrich dem Großen), kommt er nach allerhand Irrfahrten und Fehltritten 1741 nach Paris, um durch einige Dichtungen das Augenmerk verschiedener hoher Gönner auf sich zu ziehen, danach durch eine unerhört kühne, rücksichtslose Schriftstellerei Paris, Frankreich, Europa in Aufregung zu versetzen, von denen, die sich getroffen fühlten, verfolgt, von seinen Freunden preisgegeben, erst in das preußische Neufchâtel (vgl. S. 81 Anm.), dann auf eine stille Insel im Bieler See zu flüchten und als ein wunderlicher Heiliger, schließlich von Verfolgungswahnsinn gepackter Mann in einem Jahre mit Voltaire, seinem Gegenspieler, 1778 in der Einsamkeit und mit Gott und der Welt zerfallen, zu sterben. Nach Rückkehr der Reaktion in Frankreich 1814 wurden beider Gebeine auf den Schindanger geworfen!

„Haben Kunst und Wissenschaft zur Reinigung der Sitten beigetragen?“ hatte die Pariser Akademie im Jahre 1750, also genau um die Mittagsstunde des Jahrhunderts gefragt. Und wie ein Blitz aus heiterem Himmel fuhr Rousseaus Antwort darein: „Nein, im Gegenteil! Im Naturzustand, da die Menschheit von Wissenschaft nichts wußte, nach Instinkt und Gefühl lebte, war sie glücklicher und besser als in dieser ganzen modernen Großstadtkultur mit all ihrem Fortschritt. Die hat die Zweiteilung der Menschen in Herren und Bediente auf dem Gewissen und die freigeistigen Philosophen und Literaten, die wie Voltaire über diese Gesellschaft lästern, aber doch mit ihr zu Tische sitzen, sind um kein Haar besser oder weniger schuld als sie.“ Und nun nahm das Gewitter seinen Lauf. „Die Verderbnis ist überall die nämliche, in ganz Europa findet man weder gute Sitten noch Tugend mehr“, und daran ist nicht zuletzt die Wissenschaft, diese ganze sogenannte Aufklärung schuld! „Literatur und Wissen-

schaft unseres Jahrhunderts haben mehr kaput gemacht als aufgebaut." „Aus den Händen des Schöpfers aller Dinge ist alles gut hervorgegangen, aber alles entartet unter den Händen der Menschen" und einer naturhohnsprechenden Erziehung, die mehr Wert auf korrektes Benehmen und klugen Verstand legt als auf Ausbildung des Gefühls. „Der Mensch, wenn er denkt, ist ein verderbtes Tier." In der „Neuen Heloise" malt er wahre elementare Leidenschaft in satten, grellen Farben. Im „Emil", dem Naturevangelium der Erziehung, sagt er's, wie Kinder „naturgemäß" auferzogen werden müßten, nicht indem man sie nach einem vorgefaßten Schema F für die Gesellschaft abrichtet, sondern nichts weiter tut als ihnen behilflich ist, ihre Anlagen organisch selbsttätig und individuell, *ihrer* Natur gemäß zu entfalten. Erst wenn wir diese Erziehung haben, können wir hoffen, zu einer Kultur zu kommen, die nicht schlechter und nicht unglücklicher macht, die nicht die Natur erstickt, sondern befreit und vollendet. Vor allen Dingen aber erst einmal weg mit diesem Staat! „Frei wird der Mensch geboren", und den Staat haben die Menschen seinerzeit nicht gemacht, um sich einem einzelnen oder einer Klasse zu unterwerfen, nicht um ihre Freiheit, das *natürliche Recht* eines jeden zu verlieren, sondern es, indem sie sich vertragsgemäß gegenseitig schützen, erst eigentlich zu erlangen. Bleibt es bei gegenwärtiger Unfreiheit und Ungleichheit, „dann soll es mich nicht wundern, wenn die große Maschine einmal auseinander kollert". Polen und Korsen baten daraufhin, ihnen eine Verfassung zu entwerfen, und sein „Gesellschafts- oder Staatsvertrag" wurde die Bibel der Revolution, die er selbst nicht mehr erlebte, aber heraufziehen sah.

Alle diese Gedanken, nein: Ausbrüche eines leidenschaftlichen Herzens, glühend und stürmisch vorgetragen, waren damals — und nun gar in Paris etwas unerhört Neues. Nicht als ob nun mit einmal alles anders geworden wäre, Wissenschaft und Kunst abgedankt hätten, die Menschen in die Wüste gegangen wären und die Damen der Gesellschaft alle angefangen hätten, ihre Kinder selbst zu stillen und

nach Vorschrift dieses Naturapostels „naturgemäß“ zu erziehen. „Die leichte Schar aus scherzendem Jahrhundert vernahm wohl, daß es drunten seltsam raune; nur hat sie sich nicht sehr darob gewundert, sie hielt es einfach für der Wellen Laune“ (Stefan George).

Rousseau selbst hat in seinem Leben nicht gehalten, was er in seinen Schriften versprach, hat seine fünf Kinder ins Findelhaus gegeben, und er, der die Großen verachtete und die Einfachheit liebte, dürstete nach ihrer Anerkennung und fühlte sich in ihrer Gunst und Gnade wohl. Er, der der herrschenden Gesellschaft den Krieg erklärte, war viel zu weichen Gemüts, als daß er sich, wäre sie zu seinen Lebzeiten gekommen, an der Revolution beteiligt hätte. Selbstverständlich verurteilte er die Kriege der Fürsten und Völker (vgl. S. 66). „Ich hätte nie geglaubt, daß man sich auf die Kunst, Menschen zu morden, so viel einbilde.“ Aber als nun gar einmal in Genf Vater und Sohn aus einem Hause bewaffnet zu verschiedenen Parteien eilen, „macht dieses abscheuliche Schauspiel einen so lebhaften Eindruck“ auf ihn, „daß ich schwur, mich nie an einem Bürgerkriege zu beteiligen, und wenn ich einst wieder in mein Bürgerrecht träte, nie weder durch meine Person noch durch meinen Einfluß dazu beizutragen, daß die Freiheit durch die Waffen erhalten wird.“

Es war wahrhaftig kein Kunststück, Rousseaus Ideen ins Lächerliche zu ziehen. „Wenn man Euer Werk liest, bekommt man Lust, auf allen vieren zu laufen; da ich jedoch seit sechzig Jahren diese Gewohnheit verloren habe, so fühle ich leider, daß es mir unmöglich ist, sie wieder aufzunehmen, und überlasse deshalb dieses natürliche Benehmen denjenigen, die dessen würdiger sind als Ihr und ich“, schrieb Herr Voltaire. „Wir glauben nun auch unsere Meinung hierüber zu sagen, daß es das beste Mittel sein würde, die Könige und Fürsten gar abzuschaffen, den Adel aus dem Lande zu jagen, Städte und Festungen niederzureißen, alles Geld ins Meer zu werfen, alle Gelehrten nach Lappland zu schicken, und fünf Sechstel aller Deutschen an den Bäumen aufzuknüpfen,

damit der übrige Teil einzeln, weit genug auseinander, bei Kartoffeln und Gerstenbier ruhig auf der Bärenhaut liegen könne. Dann komme Rousseau oder Tacitus und schildere unseren Nationalgeist", hieß es in Deutschland, und „rohe Kastanien, ein köstlicher Fraß" jauchzt Männlein und Weiblein seinem vergötterten Waldteufel, Goethes Satyros zu, der sich zu ihrem höchsten Erstaunen zuguterletzt denn doch gar zu natürlich benimmt.

Es half ihnen allen nichts. Dieser Geist saß ihnen einmal im Nacken — uns heute noch! —, und wenn es eines Beispiels bedarf, was ein einzelner Mensch, wenn seine Stunde gekommen ist, auszurichten vermag, so wird man sich immer der Umwälzungen erinnern müssen, die Rousseaus Wirken bei Mit- und Nachwelt hervorgerufen hat.

Gefühl und Leidenschaft

Im Lande der Empfindsamkeit und des Sturms und Drangs. Klopstock und der Göttinger Hain. Mondschein und Revolution, zarte und heftige Gefühle, empfindende Herzen und beherzte Kerle, Sigwartsche Mädchen und Kraftgenies, Wertherfieber und Räubertollwut. Christian Günther; Lessing, Wieland; die Edda, Shakespeare und das Straßburger Münster; Bürger, Goethes Götz und der junge Schiller. Magister Laukhard und Kant. Das neue Bürgertum.

Am Ende des 2. Buches von WuD (S. 68) erzählt Goethe von der Wirkung, die Klopstock und sein „Messias" selbst auf nüchterne Gemüter auszuüben vermochte. „Auf diesen geschäftstätigen Mann (den Rat Schneider), welcher wenig las, hatte der Messias gleich bei seiner Erscheinung (1748) einen mächtigen Eindruck gemacht. Diese so natürlich ausgedrückten und doch so schön veredelten Gefühle ... hatten den übrigens trockenen Geschäftsmann so gewonnen, daß er die zehn ersten Gesänge ... als das herrlichste Erbauungsbuch betrachtete und solches alle Jahre einmal in der Karwoche, in welcher er sich von allen Geschäften zu entbinden wußte, für sich im stillen durchlas

und sich daran fürs ganze Jahr erquickte.“ Bruder und Schwester Goethe aber wetteifern, „die auffallendsten Stellen auswendig zu lernen und besonders die zartesten und heftigsten, z. B. Porcias Traum und das wilde verzweifelnde Gespräch zwischen Satan und Adramelech, so geschwind als möglich ins Gedächtnis zu fassen“.

Bald erfuhr man, daß der Dichter, nachdem er sich übrigens auf der Fürstenschule zu Pforta zuerst in „wohlgeratenen Schäfergedichten“ versucht, die ersten Gesänge auf der Universität Jena und dann in Leipzig niedergeschrieben hatte. Der alte Bodmer war entzückt, wollte den Messias ins Französische übersetzen, um Friedrich den Großen darauf aufmerksam zu machen, und lud 1750 den jungen Dichter zu sich nach Zürich ein. Aber der alte Gelehrte war bald mit seinem Schützling gar nicht recht zufrieden, der ganze Tage und Nächte in freier Natur, auf dem Wasser und bei Gelagen durchschwärmte. „Er denket nicht nach, was für ein gutes, großes Exempel der Messiasdichter der Welt schuldig ist. Daher steht sein Wandel mit der Messiade ziemlich im Widerspruch; er ist nicht heilig.“ Klopstock war anderer Meinung: „Das Herz der Mädchen ist eine große weite Aussicht der Natur, in deren Labyrinth ein Dichter oft gegangen sein muß, wenn er ein tiefsinniger Denker sein will.“ „Oft gelängen ihm nach fröhlichem Gelage die heiligsten und schönsten Verse am besten.“ Später folgte er einer Einladung des dänischen Königs nach Kopenhagen, damals wie St. Petersburg eine halb deutsche Stadt, in der sich bald eine Reihe weiterer deutscher Dichter und Gelehrte einfanden: Gerstenberg (vgl. S. 118) u. a., wie umgekehrt dänische Künstler (Thorwaldsen) auf der Romfahrt gern längeren Aufenthalt in Dresden oder München nahmen. 1791 erhielt er, der fromme Dichter, wie Schiller das Diplom als Ehrenbürger der französischen Republik, die drauf und dran war, an Stelle des Christentums den Kultus der Vernunft als Göttin im griechischen Gewande einzuführen. Ging das noch mit rechten Dingen zu? Besonders, wenn wir bedenken, welch deutschpatriotische Begeisterung aus vielen seiner Gedichten spricht?

„Was tat dir, Tor, dein Vaterland?
Dein spott ich, glüht dein Herz dir nicht
bei seines Namens Schall.“

War er doch der erste, der ganz entschieden deutsch in Dichten und Trachten sein wollte; statt auf Griechen, Römer und Franzosen, lieber auf die germanischen Blutsverwandten: Engländer und Skandinavier mit ihren „Skalden“, am liebsten aber auf die alten Deutschen mit ihren „Barden“ zurückgriff.

„Ha, dort kömmt er mit Schweiß, mit Römerblute,
mit dem Staub der Schlacht bedeckt! So schön war
Hermann (Armin, der Cherusker) niemals! So hat's ihm
nie von dem Auge geflammt!“

Erstens war damals Nationalismus und Republikanertum, Patriotismus und revolutionäre Gesinnung kein Gegensatz, wie wir heute mit unserem Kirchturmshorizont, der kaum bis 1848 rückwärts reicht, anzunehmen gewohnt sind. International war damals ja der fürstliche Despotismus, wie er es noch vor hundert Jahren in Gestalt der heiligen Allianz zur Zeit Metternichs gewesen ist. Dann aber hatte Klopstock allerdings mehr als eine Saite auf seiner Leier. Er kann weich und sanft sein und selbst den Teufel im Messias so liebenswürdig schildern, daß zartfühlende Seelen dem Dichter nach dem Erscheinen der ersten Gesänge rührende Briefe schrieben, er möchte ihn doch ja noch in den folgenden erlösen; er kann aber auch heftig und leidenschaftlich werden und statt wehvoll „Ach!“ zu stöhnen, „Ha!“ rufen wie nicht nur in dem angeführten Beispiel. Er ist, wenn Rousseau nach dem klaren, aber kalten Winter der Aufklärung und dem Frühling der Schäferei und Anakrontik das erste ordentliche Gewitter im Hochsommer des 18. Jahrhunderts war, das zweite, aber außer Blitz und Donner zugleich feierlicher milder Regen auf dürstende Blätter.

„Im Frühlingsschatten fand ich sie,
da band ich sie mit Rosenbändern;
sie fühlt' es nicht und schlummerte.

Ich sah sie an; mein Leben hing
mit diesem Blick an ihrem Leben,
ich fühlt' es wohl und wußt' es nicht.

Doch lispelt' ich ihr sprachlos zu
und rauschte mit den Rosenbändern:
Da wachte sie vom Schlummer auf.

Sie sah mich an. Ihr Leben hing
mit diesem Blick an meinem Leben,
und um uns ward's Elysium."

Kann es etwas Schlichteres, Zarteres und Süßeres geben als dies kleine Lied? —

In seinem Zeichen wurde am 12. September 1772 in der Nähe Göttingens von einigen jungen Leuten ein poetischer Tugendbund, der Hainbund, gegründet. Voß[1]) schreibt darüber an einen Freund: „Ach (!), den 12. September, da hätten Sie hier sein sollen. Die beiden Millers, Hahn, Hölty und ich gingen noch des Abends nach einem nahegelegenen Dorfe. Der Abend war außerordentlich heiter und der Mond voll[2]). Wir überließen uns ganz den Empfindungen der schönen Natur. Wir aßen in einer Bauernhütte eine Milch und begaben uns ins freie Feld. Hier fanden wir einen kleinen Eichengrund, und sogleich fiel uns allen ein, den Bund der Freundschaft unter diesen heiligen Bäumen zu schwören. Wir umkränzten die Hüte mit Eichenlaub, legten sie unter den Baum, faßten uns alle bei den Händen, tanzten so um den eingeschlossenen Baum herum, riefen den Mond und die Sterne zu Zeugen unseres Bundes an, und versprachen uns eine ewige Freundschaft." Am 26. Oktober: „Boie, unser

---

1) der später griechisch wurde und den Homer übersetzte, ganz später wieder nüchterner Aufklärer und seinen alten Freund Stolberg ob seines Übertritts zum Katholizismus verketzerte, ein Chamäleon also, wie ähnlich Wieland, vgl. S. 131.

2) Auf das finstere Mittelalter folgt die Aufklärung, auf das Halbdunkel des Barock das leichte heitere Rokoko, und nun Abenddämmerung und Nacht! Aus den geschlossenen Räumen wagt man sich in die Natur, erst im Sommer und bei Tage in den Garten, später bei Sturm und Regen oder Mondschein in Wald und Wildnis.

Werdomar [1]), oben im Lehnstuhl, und zu beiden Seiten der Tafel, mit Eichenlaub bekränzt, die Bardenschüler. Gesundheiten wurden getrunken. Boie nahm das Glas, stand auf und rief: Klopstock! Jeder folgte ihm, nannte den großen Namen, und nach einem heiligen Stillschweigen trank er. Nun Ramlers (WuD S. 233, 242, 261)! nicht ganz so feierlich; Lessings, Gleims, Geßners, Gerstenbergs (eines „Skalden", der das Düster-nordische und Schauerliche liebte. In einer Tragödie läßt er eine Familie durch fünf Akte verhungern!), Uzens usw. — Jemand nannte: Wieland! (den Dichter romantischer und leichtgeschürzter Helden- und Liebesgeschichten, vgl. S. 130 u. Anm. 1). Man stand mit vollen Gläsern auf und rief: ‚Es sterbe der große Sittenverderber Wieland! Es sterbe Voltaire!'" Am 5. Dezember wurden die Grafen Stolberg in den Bund aufgenommen! Grafen! Wer hätte das noch vor 70 Jahren gedacht! (Vgl. S. 70.) Die später mit Goethe übermütig genug in der Schweiz herumgetollt sind und den alten Lavater übel ins Gerede brachten, was er da für ungehobelte Gesellen beherberge, die gar nicht wüßten, was sich schickte und — echte Rousseaujünger — am hellerlichten Tage im Freien badeten! (WuD S. 643). Am 2. Juli 1773 wurde Klopstocks Geburtstag gefeiert: „Eine lange Tafel war gedeckt und mit Blumen geschmückt. Oben stand ein Lehnstuhl ledig für Klopstock, mit Rosen und Levkojen bestreut, und auf ihm

1) Also nicht mehr Daphnis, Sappho und Anakreon! Jetzt gibt man sich altdeutsche Namen. Man achte immer auf solche Umnennungen! Karl der Große nannte sich im Kreise seiner Akademie David, die „Humanisten" zur Zeit Luthers gaben sich lateinische und griechische Namen. Man achte aber auch auf den Wandel der Vornamen im Laufe der Zeiten: Während vor 30 Jahren germanische Namen wie Siegfried, Woldemar, Gertrud und Hildegard, heute die Namen der Reformationszeit wieder modern werden: Nikolaus, Peter, Stephan, Thomas, Sibylle, Eva, Ruth, wurden im 18. Jahrhundert die Knaben meist Johann, Christian, Christoph, Gottlieb, Gottfried, Gotthold oder — wie die Fürsten — Heinrich, Friedrich, Wilhelm, Ludwig, August, die Mädchen aber Luise, Dorothea, Sidonie, Hedwig, Friederike, Katharine, Elisabeth, Auguste, Marianne, Margarete, Christiane, Ernestine, Charlotte usw. getauft, Namen, die uns heute altmodisch klingen, damals aber zum Teil durchaus noch den Glanz der Neuheit hatten.

seine sämtlichen Werke. Unter dem Stuhl lag Wielands ‚Idris' zerrissen. Jetzt las Cramer aus den Triumphgesängen des Messias, und Hahn etliche sich auf Deutschland beziehende Oden von Klopstock vor. Und darauf tranken wir Kaffee; — die Fidibus waren aus Wielands Schriften gemacht. Boie, der nicht raucht, mußte doch einen anzünden, und auf den zerrissenen ‚Idris' stampfen. Hernach tranken wir in Rheinwein Klopstocks Gesundheit, Luthers Andenken, Hermanns Andenken, des Bunds Gesundheit usw. Klopstocks Ode, der Rheinwein, ward vorgelesen, und noch einige andre. Nun ward das Gespräch warm. Wir sprachen von Freiheit, die Hüte auf dem Kopf, von Deutschland, von Tugendgesang, und Du kannst denken, wie! (Man sieht, wo die deutsche Burschenschaft herkommt!) Dann aßen wir, punschten, und zuletzt verbrannten wir Wielands ‚Idris' und Bildnis." Und dem „Ha!" folgt das empfindsame „Ach!" „Der 12. Sept. (1773) wird mir noch oft Tränen kosten. Es war der Trennungstag von den Grafen Stolberg — und ihrem vortrefflichen Hofmeister (Hauslehrer) Clauswitz. Den Sonnabend (11. Sept.) waren wir bei Ihrem Bruder (er schreibt an seine Braut, Boies Schwester) versammelt. Der ganze Nachmittag und der Abend waren noch so ziemlich heiter, bisweilen etwas stiller als gewöhnlich; einigen sah man geheime Tränen des Herzens an. Dies sind die bittersten, Ernestinchen; bittrer als die über die Wange strömen. Des jüngsten Grafen Gesicht war fürchterlich. Er wollte heiter sein, und jede Miene, jeder Ausdruck war Melancholie. Wir sprachen indes noch vieles von unserm künftigen Briefwechsel (s. S. 124), von Jedes vermutlicher Bestimmung, von Mitteln, wie wir wieder einmal zusammenkommen könnten, und dergleichen bittersüße Gespräche mehr. Unser Trost war noch immer der folgende Abend — da waren wir schon um 10 Uhr auf meiner Stube versammelt und warteten. ... Es war schon Mitternacht als die Stolberge kamen. Aber die schrecklichen drei Stunden, die wir noch in der Nacht beisammen waren, wer will sie beschreiben? — Jeder wollte den andern aufheitern, und daraus entstand eine solche

Mischung von Trauer und verstellter Freude, die dem Unsinn nahe kam, — — man lachte, und die Träne stand im Auge — alles Zurückhalten, alle Verstellung war vergebens; die Tränen strömten — — das Gespräch fing wieder an. Wir fragten zehnmal gefragte Dinge, wir schwuren uns ewige Freundschaft, umarmten uns, gaben Aufträge an Klopstock. Jetzt schlug es drei Uhr. Nun wollten wir den Schmerz nicht länger verhalten, wir suchten uns wehmütiger zu machen, und sangen Millers Abschiedslied, und sangen's mit Mühe zu Ende. Es ward ein lautes Weinen. Nach einer fürchterlichen Stille stand Clauswitz auf: ‚Nun, meine Kinder, es ist Zeit!' Ich flog auf ihn zu, und weiß nicht mehr, was ich tat. Miller riß den Grafen ans Fenster, und zeigte ihm einen Stern. — Wie ich Clauswitz losließ, waren die Grafen weg ... (tags darauf) standen jedem noch Tränen im Auge. Die ganze Woche sind wir melancholisch! — — Ach Ernestinchen, der Tod einer Schwester kann nicht trauriger sein, als der Abschied von Freunden, die man vielleicht nicht wieder sieht!" Und diese Jünglinge wollten unter Klopstocks Führung ihrerseits die Welt aus den Angeln heben. „Der größte Dichter, der erste Deutsche, von denen die leben, der frömmste Mann, will Anteil haben an dem Bund der Jünglinge. Alsdann will er Gerstenberg, Schönborn, Goethe und einige andere, die deutsch sind, einladen, und mit vereinten Kräften wollen wir den Strom des Lasters und der Sklaverei aufzuhalten suchen. Zwölf sollen den inneren Bund ausmachen. Jeder nimmt einen Sohn an, der ihm nach seinem Tode folgt; sonst wählen die Elfe." Der Bund zerstob, aber sein Geist blieb lebendig. Wir spüren ihn in dem vom Bund herausgegebenen Göttinger Musenalmanach, der von 1770 an Jahr für Jahr erschien. Kleine zierliche Bändchen (nicht mehr die Wälzer von früher!), die einer leicht auf Spaziergängen bei sich führen konnte, um darin seine eigenen Natur- und Liebesempfindungen zu entdecken. Da finden sich noch Gleimsche Tändeleien und Minnelieder, Lessingsche Witzgedichte, die beliebten „Kleinigkeiten" („Auf ein von der Katze getötetes Haselhuhn", „An

einen Pfeifenkopf"), erste Goethesche Gedichte, meist aber Klopstocks und der Göttinger im Zarten wie im Heftigen überschwengliche Gefühlsergüsse:

„Schon donnert unser Morgengruß
den Bluthund aus der Rast.
Ha, Furien des Erebus
umbrüten seinen Mast"

steht auf der linken und, mit Noten versehen, un poco lento sostenuto (zögernd):

„An Belindens Blicken hangend
schmachtend seufzend und verlangend,
fleh ich mit vergebner Müh';
kannst du ewig meinen Klagen,
meinen Tränen dich versagen? —
Fühlst du meine Seufzer nie?"

auf der rechten Seite.

Klopstock war, wie Leibniz, Friedrich der Große und Goethe eine Persönlichkeit, d. h. ein Mensch, dessen Seele in sich mehrere, wohl gar scheinbar sich widersprechende Seelenvermögen und Eigenschaften vereinigte. Kleinere Geister reißen dann ein Stück heraus und meinen, das allein sei das rechte. Das ganze Reich konnte nur Alexander der Große, Karl der Große beherrschen. Ihre Nachfolger hatten an je einem Viertel oder Drittel genug zu tun! So tritt auch in der Geistesgeschichte der Menschheit oft genug Arbeitsteilung ein. Und so legen sich jetzt die einen besonders auf die Pflege der weichen, die andern auf die Betätigung heftiger Gefühle. Empfindsamkeit und Sturm und Drang, bei Rousseau noch ein Herz und eine Seele, bei Klopstock wenigstens noch zwei Seelen in einer Brust, von Laster, Zwang, Vernünftelei und Unnatur gleichermaßen abgestoßen beziehentlich in Wut versetzt, treten, wie einst Frömmigkeit und Vernunft, danach Vernunft und Natur, jetzt ihrerseits auseinander, nachdem der gemeinsame Gegner sich mehr und mehr zurückzieht. Der menschliche Geist pflanzt sich bald durch Zeugung, bald jungfräulich und bald durch Teilung fort.

Auch empfindsame Gemüter hat es immer schon gegeben. Man denke an manches wehmütige Volkslied aus alter Zeit. Aber meist ergoß sich das übervolle Herz im Gebet[1]), jetzt am Busen des Freundes oder der Geliebten oder ins Tagebuch. Luise Adelgunde Kulmus wird, als ihr Vater gestorben ist, von ihrem Lehrmeister und Bräutigam Gottsched aufgefordert, — ein recht schönes Gedicht darüber zu machen! „Der Anfang zum Trauergedicht auf meines Vaters Tod ist wohl gemacht, aber ich bin noch nicht weit darin gekommen. Hier ist es. Ich bleibe darbei, ein heftiger Schmerz läßt sich so wie alle heftigen Gemütsbewegungen wohl empfinden, aber nicht beschreiben. Ebenso geht es mir (und gleich kommt wieder der übliche zierliche Rokokoschnörkel), wenn ich Ihnen die Freundschaft versichern will, mit welcher ich Ihnen ganz ergeben bin als usw. usw." Friedrich der Große soll von seinem Vater zur Ehe mit einer ihm völlig unbekannten Prinzessin gezwungen werden. Er ist bereit sich dem väterlichen Willen zu beugen, und dennoch: „Mein Herz läßt sich nicht zwingen." Die Musik, bisher, wenigstens die weltliche, bestenfalls ein sinnliches Vergnügen, ein Ohrenschmaus (wie die Malerei eine Augenweide[2]), wird zur Sprache des Herzens. „Mich däucht", sagt Bach, „die Musik müsse vornehmlich das Herz rühren" und unter den Dichtern war schon zu Anfang des Jahrhunderts einer, der seinem Herzen in Liedern Luft machte, sagte, was er litt, der aber auch dafür von seinen Zeitgenossen nicht verstanden wurde, bis ihm Goethe im 7. Buche von WuD (S. 228) ein Denkmal setzte: der mit 28 Jahren gestorbene Christian Günther:

---

1) „Gefühl ist alles, Name ist Schall und Rauch, umnebelnd Himmelsglut" (Faust). „Die wahre Anbetung ist mehr Gefühl als Betrachtung" (Klopstock). Den Herren Brockes (s. o. S. 103) und Gellert ins Stammbuch!

2) Vgl. Winckelmann: „Die Abscheu vor dem leeren Raume füllet die Wände und Gemälde von Gedanken leer sollen das Leere ersetzen. Man wird in Betrachtung derselben geteilet und zerstreuet, wie in einer Gesellschaft, wo alle Personen zugleich reden wollen."

„Schweig du doch nur, du Hälfte meiner Brust!
denn was du weinst, ist Blut aus meinem Herzen;
ich taumle so und hab an nichts mehr Lust,
als an der Angst und den getreuen Schmerzen,
womit der Stern, der unsre Liebe trennt,
die Augen brennt."

„Ich habe genug!
Lust, Flammen und Küsse
sind giftig und süße
und machen nicht klug. . . .

Nun leb ich recht frei
und schwöre von Herzen,
daß Küssen und Scherzen
ein Narrenspiel sei."

„Eher tot als ungetreu!
Dieser Leichentext soll zeugen,
daß ich, wenn die Wetter steigen,
dennoch Leonorens sei!"

„Du dauerst mich, du allerliebstes Kind!
Du fühlst mein Weh, ich leide deine Schmerzen,
da Glück und Zeit so lange grausam sind
Und mit dem Flehn getreuer Seelen scherzen;
du leidest viel, doch gib der Treu Gehör:
Ich leide mehr."

„Mit dem im Himmel ist es gut,
doch wer versöhnt mir den auf Erden" (seinen Vater).

und das Schönste:

„Ich nehm' in Brust und Armen
den schweren Abschiedskuß,
der Himmel hat Erbarmen,
indem er trennen muß.
Ich küsse, wein' und liebe,
mein treues Lorchen spricht:
sie habe gleiche Triebe:
wie aber? Weint sie nicht?

‚Du suchest ja dein Glücke,
das hier wohl nicht mehr blüht,
ich hasse das Geschicke,
das uns von sammen zieht.
Ach, sähst du meine Schmerzen,
ich schweige wertes Licht!
Ich liebe dich von Herzen,
und darum wein' ich nicht!'"

Wie melodienreich! Aber ringsum blieb es noch kalt. Erst eben in den Tagen Klopstocks wird es wärmer. Man erinnere sich der Gottschedschen Liebesbriefe (s. S. 100) und vergleiche damit folgenden von Meta Moller an Klopstock den 15. Juli 1752: „Nun bist du fort! — Mein lieber Klopstock! — Ach! — — O, ich kann nicht schreiben, Ich bin noch zu beklommen. Vor einem Augenblick saßest du hier noch bei mir. Ach, mein Klopstock! — Ich kann noch nicht zum Weinen kommen; ich weiß nicht, wie das ist. Ich bin sehr, sehr beklommen. Aber unserm Gott, wie Du sagtest, unserm Gott empfehl ich Dich auch. O ja, Deine Reise ist gewiß glücklich. Sei meinetwegen nur nicht besorgt, Ich will mich schon aufrichten. Du liebst mich ja, — ich liebe Dich — und ich sehe Dich bald wieder. — Lebe wohl. Ich will mich ankleiden und aufs Land fahren, mein Klopstock!" — Besonders englische Romane waren es, die rasch übersetzt, empfindsamen und zärtlichen Herzen wohltaten und meistens, nicht zufällig, in der Form von Briefwechseln abgefaßt waren. Kein Zeitalter war wohl so unermüdlich im Briefschreiben wie dieses[1]). Daneben pflegte man die Sitte der Stammbücher und trug die Silhouetten (Scherenschnitte) der Freunde und das Bild der Geliebten oder ein Medaillon mit einer Haarlocke auf der Brust. Unter den deutschen Romanen wurde der „Sigwart" (s. S. 109) bereits gestreift. Der „Held" der Geschichte will nichts wissen von Jagen, Spielen, Rauchen, Nonnenklöstern, steifen Regeln und Schäfergedichten. Er spielt „melancholisch" Violine. „Seine Seele war jetzt weicher wie Wachs" und „Nichts war ihm rührender als der Mond". Immer wieder der Mond!

„Willkommen, o silberner Mond,
schöner, stiller Gefährt der Nacht!"

dichtet Klopstock und gedenkt wehmütig der in bemoosten Gräbern schlummernden Freunde;

1) Frühere nicht, weil man des Gedankens- und Gefühlsaustausches noch nicht so sehr bedurfte; spätere nicht, weil man dieses Bedürfnis infolge erleichterten Verkehrs öfters mündlich befriedigen kann. Es spielen auch hier natürlich noch andre Dinge mit.

„Füllest wieder Busch und Tal
still mit Nebelglanz,
lösest endlich auch einmal
meine Seele ganz“

Goethe und jeden Nachklang fühlt sein Herz froh und trüber Zeit; und

„So schlafe nun, du Kleine!
Was weinest du?
Sanft ist im Mondenscheine
und süß die Ruh“ .

singt die junge Mutter in Matthias Claudius' Wiegenlied und denkt zurück an Vater und Mutter und eigne Kinderzeit. Und die Kleingläubigen um 1700 hatten den Untergang der schlechten Welt herbeigewünscht!

1773 erschienen Goethes „Leiden des jungen Werther“. „Wie froh bin ich, daß ich weg bin! Bester Freund, was ist das Herz des Menschen? Dich zu verlassen, den ich so liebe, von dem ich unzertrennlich war, und froh zu sein! Ich weiß, du verzeihst mir's. Waren nicht meine übrigen Verbindungen recht ausgesucht vom Schicksal, um ein armes Herz wie das meinige zu ängstigen? Die arme Leonore! Und doch war ich unschuldig. . . . O was ist der Mensch, daß er über sich klagen darf! — Ich will, lieber Freund, ich verspreche dir's, ich will mich bessern, will nicht mehr das Bißchen Übel, das uns das Schicksal vorlegt, wiederkäuen, wie ich's immer getan habe. . . . Und ich habe, mein Lieber, wieder bei diesem kleinen Geschäft gefunden, daß Mißverständnisse und Feigheit vielleicht mehr Irrungen in der Welt machen, als List und Bosheit. Wenigstens sind die beiden letzten gewiß seltener. Übrigens befinde ich mich hier ganz wohl. Die Einsamkeit ist meines Herzens köstlicher Balsam in dieser paradiesischen Gegend, und diese Jahreszeit der Jugend (der Mai) wärmt mit aller Fülle mein oft schauderndes Herz. Jeder Baum, jede Hecke ist ein Strauß von Blüten, und man möchte zum Maienkäfer werden, um in dem Meer von Wohlgerüchen herumzuschweben und alle seine Nahrung darin finden zu können. Die Stadt (Wetzlar) selbst ist unangenehm, dagegen

rings umher eine unaussprechliche Schönheit der Natur. Das bewog den verstorbenen Grafen von M**, einen Garten auf einem der Hügel anzulegen, die mit der schönsten Mannigfaltigkeit sich kreuzen und die lieblichsten Täler bilden. Der Garten ist einfach, und man fühlt gleich bei dem Eintritte, daß nicht ein wissenschaftlicher Gärtner (!), sondern ein fühlendes Herz den Plan gezeichnet, das seiner selbst hier genießen wollte (vgl. S. 103 Anm. 1). Schon manche Träne hab' ich dem Abgeschiedenen in dem verfallenen Kabinettchen geweint, das sein Lieblingsplätzchen war und auch meines ist. Bald werde ich Herr vom Garten sein; der Gärtner ist mir zugetan, nur seit den paar Tagen, und er wird sich nicht übel dabei befinden." Gewiß hat mancher seitdem, auch unter uns, bewußt oder unbewußt, ähnlich empfunden. Aber der so schreibt, endet durch Selbstmord. Goethe schrieb den Werther, um sich aufzuraffen, andern zur Warnung: „Sei ein Mann und folge mir nicht nach!"

Er konnte nicht verhindern, daß in Deutschland ein wahres Wertherfieber um sich griff. Werthers Tracht: blauer Frack und gelbe Hose wurde bei der jungen Welt Mode. Ließ man sich malen oder in Kupfer stechen, trug man das schmale Köpfchen geneigt und sehnsüchtelte unter müden Lidern und langen Wimpern nach oben. Sittlich verkommene Jünglinge folgten Werthers Vorgang und man fand den Roman neben ihrer Leiche aufgeschlagen. Franzosen, Engländer, Russen, Italiener, Schweden übersetzten das berühmte Buch, und für Bilder aller Art gab es — nächst Friedrich dem Großen — keine beliebteren Figuren als Werther und Lotte.

Normale Naturen wunderten sich nicht schlecht und meinten, wenn das so weiterginge, würde noch die ganze Welt verrückt. „Die Prozession nach dem Grabe des armen Jerusalem (so hieß Werther in Wirklichkeit!), erzählt Magister Laukhard, wurde im Frühling 1776 gehalten. Ein Haufen Wetzlarscher und fremder empfindsamer Seelen beiderlei Geschlechts beredeten sich, dem unglücklichen Opfer des Selbstgefühls und der Liebe eine Feierlichkeit anzustellen und dem abgefahrenen Geiste gleichsam zu parentieren (die

letzten Ehren zu erweisen). Sie versammelten sich an einem festgesetzten Tage des Abends, lasen die „Leiden des jungen Werther“ von Herrn von Goethe vor und sangen alle die lieblichen Arien und Gesänge, welche dieser Fall den Dichterleins entpreßt hat. Nachdem dies geschehen war und man tapfer geweint und geheult hatte, ging ein Zug nach dem Kirchhof. Jeder Begleiter trug ein Wachslicht, jeder war schwarz gekleidet und hatte einen schwarzen Flor vor dem Gesicht. Es war um Mitternacht. Die Leute, denen dieser Zug auf der Straße begegnete, hielten ihn für eine Prozession des höllischen Satans und schlugen Kreuze. Als der Zug endlich auf dem Kirchhof ankam, schloß er einen Kreis um das Grab des teuren Märtyrers und sang das Liedchen: ‚Ausgelitten hast du, ausgerungen.‘ Nach Endigung desselben trat ein Redner auf und hielt eine Lobrede auf den Verblichenen, und bewies beiher, daß der Selbstmord — versteht sich aus Liebe — erlaubt sei. Hierauf wurden Blümchen aufs Grab geworfen, tiefe Seufzer herausgekünstelt und nach Hause gewandert mit einem Schnupfen im Herzen. — Die Torheit wurde nach einigen Tagen wiederholt; als aber der Magistrat ziemlich deutlich merken ließ, daß er im abermaligen Wiederholungsfalle tätlich gegen den Unfug zu Werke gehen würde, so unterblieb die Fortsetzung. Hätten lauter junge Laffen, verschossene Hasen und andere Firlefanze, wie auch Sigwartsche Mädchen (vgl. S. 103), rotäugige Cousinchen und vierzigjährige Tanten dieses Possenspiel getrieben, so könnte man's hingehen lassen; aber es waren Männer von hoher Würde, Kammerassessoren (vgl. S. 31) und Damen von Stande. Das war doch unverzeihlich! Und all die Torheit hat das sonst in seiner Art meisterhafte Büchlein des Herrn von Goethe verursacht! Das Grab des jungen Werther wird noch immer besuchet, bis auf den heutigen Tag.“

Der Aufklärung aber standen die Haare zu Berge. Ihr Berliner Papst, Nicolai, schrieb eine Parodie „Die Freuden des jungen Werther“, in der Werthers Pistole mit Hühnerblut geladen ist, der Selbstmörder leben bleibt und danach ein vergnügtes Eheleben führt.

Das nützte natürlich nichts. Nur um so rührseliger, gefühlsduseliger, „sentimentaler“ und weinerlicher wurde man noch. Das Publikum drängte sich in die Aufführungen der „Rührstücke“ Ifflands und Kotzebues, gegen die bessere Sachen, wie die Stücke Goethes und Schillers, einen schweren Stand hatten. Die Empfindsamkeit entartete, wie vor 50 Jahren der Pietismus; ja dieser, der inzwischen gleichsam unterirdisch weitergeflossen, gleichsam im Verborgenen fortgeglommen war, trat hervor, erglühte neu in einer neuen Gefühlsfrömmigkeit „schöner Seelen“ wie der Fräulein von Klettenberg und Lavaters, deren Goethe im 8. und 18. Buche von WuD S. 292 u. 627 gedenkt. Maßlose Wichtigtuerei mit dem eigenen „Ich“ und Seelenkleinkrämerei man möchte sagen: Seelenmaniküre ist der Inhalt der Briefe und der Tagebücher, der „Geschichten des Herzens“, Entschlußschwere, Untätigkeit, Berufsscheu, Vertrauensseligkeit, oft Weltschmerz, Menschenhaß, Verzweiflung und Wahnsinn das Ende vom Lied. Es konnte einem wirklich angst und bange werden, wenn das so weiterging.

Aber es ging auch diesmal nicht so weiter. Das Mark der Menschheit scheint unverwüstlich gesund und sie findet aus den bösesten Verirrungen immer wieder zurecht. Alle Einseitigkeiten heben sich mindestens durch eine andre, gegenteilige Einseitigkeit von selber auf, sofern sie nicht durch große Geister auf einer höheren Ebene des Menschentums überwunden werden.

„Sei ein Mann und folge mir nicht nach!“ „. . . wenn auch die männliche Tugend nicht die Träne verbeut“ hatte zwar Klopstock gemeint. Mußte man sich nicht vor Männern wie Friedrich dem Großen oder Lessing schämen? Aber das waren ja doch solche nüchterne Aufklärer, „witzige Köpfe“ ohne Gefühl, ohne Herz! Als Lessing nach manchen bitteren Enttäuschungen im Alter von 49 Jahren auch noch die letzte erlebte, daß sein Weib nach sechsjähriger Verlobung und einjähriger Ehe an der Geburt des ersten Kindes starb, schrieb er in einem Briefe: „Meine Freude war nur

kurz. Und ich verlor ihn so ungern, diesen Sohn! Denn er hatte so viel Verstand! so viel Verstand! — Glauben Sie nicht, daß die wenigen Stunden meiner Vaterschaft mich etwa zu einem Affen von Vater gemacht haben! Ich weiß was ich sage. — War es nicht Verstand, daß man ihn mit eisernen Zangen auf die Welt ziehen mußte? Daß er sobald Unrat merkte? — War es nicht Verstand, daß er die erste Gelegenheit ergriff, sich wieder davon zu machen? — Freilich zerrt mir der kleine Ruschelkopf auch die Mutter mit fort! — Ich wollte es auch einmal so gut haben wie andre Menschen. Aber es ist mir schlecht bekommen.“ „Begrabe nur dein Liebstes! Dennoch gilt's, nun weiterleben; — und im Drang des Tages, dein Ich behauptend, stehst bald wieder du“ (Storm). Dennoch gilt's, nun weiter kämpfen! Und Lessing hat nicht minder gekämpft wie Friedrich der Große, und bewiesen, daß einer Mann sein kann und doch ein empfindendes, ja leidenschaftliches Herz im Leibe haben. Aus Fleisch und Knochen besteht der Mensch.

Kampf und Leidenschaft! Das also wurde die Losung aller derer, denen die Empfindsamkeit zu schlapp, zu unmännlich vorkam. Gleim hatte sein weichliches Getändel selber satt bekommen und unter dem Eindruck der Taten Friedrichs des Großen seine knappen wuchtigen Grenadierlieder gedichtet. Andre folgten und rafften sich zusammen. Klopstock sog Kraft aus altgermanischer und nordischer Vorzeit. Die Göttinger wußten genau so gut zu fluchen wie zu seufzen, und gerade die Grafen Stolberg gingen, vielleicht um ja nicht verwechselt zu werden —, sich als gut bürgerlich auszuweisen, tatendurstigen leidenschaftlichen Jünglingen im Tyrannenhaß voran.. Anspornend wirkte die damals bekannt werdende Edda [1]) mit ihren überlebensgroßen düster-

1) Freunde der Edda wird folgender Titel einer der ersten deutschen Ausgaben interessieren, der zugleich zeigt, wie im Stil altmodisch und im Geist rückständig abgelegenere Gegenden geblieben waren: „Die Isländische Edda. Das ist: Die geheime Gottes-Lehre der ältesten Hyperboräer,

schaurigen Götter- und Heldengestalten, mit Mord und Brand. Hinzukam der Einfluß des von der Aufklärung als regellos gotisch, barbarisch verschrieenen Shakespeare (spr. Scheekspir), mit dessen unbändiger und dämonischer Welt zuerst Wieland das deutsche Publikum durch eine lesbare Übersetzung bekannt machte, und der abermals wie ein Gewitter wirkte.

Es muß überraschen, daß gerade Wieland, den wir als liebenswürdigen, witzigen Plauderer [1]) kennen, sich mit Shake-

der Norder, der Veneten, Goten, Vandalen, der Gallier, der Britten, der Skoten, der Sueven etc., kurz des ganzen alten Keltiens, oder des Europäischen Skythiens enthaltend. I. Das sybillinische Karmen die Voluspah genannt, so eine poetische Weissagung von dem Anfange der Welt bis zu ihrem Untergange. II. Des Odins Sittenlehre, Hava oder Hars Mal, d. i. Odins Gottes-Lehre, Wobey verschiedene alte Oden aus dem X. und XI. Säculo angehängèt sind. III. Drey und Dreyßig Dömosagen oder Fabeln, so eine Erklärung der Voluspah in Beyspielen oder eine historische und thatsächliche Beschreibung von dem Gott Thor und seinen persönlichen Verrichtungen und Reisen in die Welt. Im Jahr 1070—1075 aus alten runischen Schriften mit lateinischen Buchstaben zuerst ediert von Sämund Froden; Hiernächst im Jahr 1664 von dem Königlichen Dänischen Rath Resen aus den ältesten Handschriften in die Dänische und lateinische Sprache übersetzet besorget; Und nun in die Hochteutsche Sprache mit einem Versuch zur rechten Erklärung übersetzet und edirt, von Jacob Schimmelmann Kgl. Preußischer Konsistorialrath in Stettin 1777. Zur Ehre und unvergeßlichem Andenken des unsterblichen Eddars, als erster Autor dieses unschätzbaren Buches widme ich dieses unvergleichliche Überbleibsel der sichern Gottes-Lehre unserer Ur-Ur-Väter ... zuförderst dem ganzen Allerhöchst, Höchst- und Hochwürdigen Publico von ganz Europa. ..." Als Beweis für das hohe Alter der Edda führt er an, „daß die Leser nichts, auch nicht das geringste thätlich geschehenes nach Mosis, auch wohl Abrahams Zeit (so das Alter verdächtig machen könnte etc.) darin (nach der schärfsten Krisis) vorfinden werden." Sollten sich aber Abweichungen von der Lehre der Bibel finden, so wolle das ganze gelehrte Publikum bedenken, daß er nur der Übersetzer sei und also selber keine Schuld daran habe!

1) Vgl. folgende Kapitelüberschriften: „Der Leser wird mit einer neuen Person bekannt gemacht. — Was die Einbildung nicht tut! — Das artigste Abenteuer in diesem ganzen Buche. — Wer die Dame gewesen, welche Pedrillo für eine Fee angesehen. — Worin der Autor eine tiefe Einsicht in die Geheimnisse der Ontologie an den Tag legt. — Der Autor hofft, daß dieses Kapitel keiner Kammerjungfer in die Hände fällt" und folgende ins Groteske übertriebene, die ganze Umständlichkeit der auf-

speare beschäftigte. Wieland hatte beinah muckerisch-fromm mit „Empfindungen eines Christen“, „Briefen von Verstorbenen an hinterlassene Freunde“, einem Epos „Der gepryfte (mit griechisch aussehen sollendem y statt deutschem ü) Abraham“ und einem „Hymnus auf Gott“ begonnen und sich bedeutend sittsamer und also zu größerer Zufriedenheit seines Gastfreundes Bodmer betragen als Klopstock. Da trug ihm eine Schmähschrift wider die heidnischen Anakreontiker den Vorwurf der Heuchelei von seiten Lessings ein und Wieland schlug in das gerade Gegenteil um! Auf dem Gute des Grafen Stadion in der Nähe seines Geburtsorts, der schwäbischen Reichsstadt Biberach, ließ er sich's inmitten von zügelloser Leichtlebigkeit als „Gesellschaftsdichter“ und „Sänger der Aufklärung und allgemeinen Herrschaft der Vernunft“, als ein rechter deutscher Voltaire wohl sein. Eine seiner Romanzen ist betitelt: Don Sylvio oder der Sieg der Natur über die Schwärmerei; eine Geschichte, worin alles Wunderbare natürlich zugeht“ (ein rechter Knotenpunkt sämtlicher Bewegungen seiner Zeit!). Und ausgerechnet dieser höfliche und höfische Mann, der das Leben von der schalkhaften und leichten Seite nahm und weder mit der empfindsamen noch mit der kraftmeierischen Jugend etwas zu tun haben wollte, mußte der letzteren wenigstens den Gefallen tun und ihr Shakespeares Dramen übersetzen. Es ist aber nicht zufällig, daß ihm etwa die Übersetzung des Sommernachtstraums, jenes romantischen Feen- und Koboldmärchens am besten geglückt ist. Shakespeare ist eine Welt und steht über den Parteien. Gerade darum konnte er von jeder ausgebeutet und in Anspruch ge-

---

klärerischen Popularphilosophen aber trefflich parodierende Redeweise: „Pedrillo, den wir von nun an oder, eigentlicher zu reden, von dem Augenblick an, da ihn die reizende Laura zum ersten Male angelächelt hatte, als einen Menschen betrachten müssen, von dem ohne Unbilligkeit nicht gefordert werden kann, daß er diejenige Gegenwart des Geistes zeigen soll, wodurch Einer, der bei sich selbst ist, sich von Einem, der außer sich ist, zu unterscheiden pflegt; Pedrillo, sag ich. . . .“ (vgl. damit einerseits Gellert, andererseits Wilhelm Busch!).

nommen werden. Er vereinigt schon als Engländer in sich romanischen und germanischen Geist. Das romantische und anmutige Südliche war Wielands Fall. Das ungeheure, unheimliche Nordische begeisterte die stürmische Jugend. Abermals wurde das hinterlassene Reich eines Großen von den Erben geteilt. Hand in Hand damit geht die Begeisterung für alles, von der Aufklärung ebenfalls in Acht und Bann getane Gotische. Die von Goethe und Herder 1770 mit fliegender Feder geschriebenen Blätter „von deutscher Art und Kunst“ enthalten einen Hymnus auf das Straßburger Münster und einen auf Shakespeare. Und in Verwundrung versetzte: Shakespeare wie die Gotik hatten ohne Gelehrsamkeit, ohne sich an berühmte Muster zu halten, gedichtet, gebaut, die von Gott geschaffene Welt, wie Gott, noch einmal geschaffen, aus einem inneren Urtrieb heraus geschaffen wie die Natur. Das schien das Höchste! So wollte man selber dichten, so wollte man leben. Der Tod reißt das Mädchen zu sich auf den Sattel und rast mit ihr durch Nacht und Wind in sausendem Galopp vorbei an Leichenstein und Hochgericht, „daß Roß und Reiter schnoben und Kies und Funken stoben“. Man lese Bürgers Lenore und Wilden Jäger! Zum Teufel mit allen Regeln und sogenanntem feinen Benehmen! Fort mit aller feigen Rücksicht auf Tradition, Anstand und Sitte. „Das Gesetz hat noch keinen großen Mann gebildet, aber die Freiheit brütet Kolosse und Extremitäten (Übermenschen) aus“ (Räuber). „Es kommen einem im Leben mehr unerwartete Dinge vor . . .“, „aber mit zunehmender Ausbildung der Verstandeskräfte wird das menschliche Geschlecht lernen, ihnen klug zu begegnen“ hätte Gottsched etwa fortgefahren: „. . . und es wäre schlimm, wenn alles im Gleise ginge“ heißt es in Goethes Clavigo.

Pietisten und Empfindsame hatten sich von der schlechten Welt mehr oder minder scheu zurückgezogen, die Aufklärer hatten die Menschen durch gutes Zureden zur Vernunft bringen, sie eines Besseren belehren wollen. Diese Jünglinge erklären ihr den Krieg!

Goethes und Schillers Jugenddramen atmen Sturm und

Drang. Leute wie der alte Götz mit der eisernen Hand zu des seligen Kaiser Maximilians Zeiten, das waren noch Kerle, die das Herz auf dem rechten Fleck hatten und frischweg vom Leder zogen wenn es galt, die Bedrängten gegen der Fürsten Herrschsucht und Ränke zu schützen. Und was ist Goethes Götz für ein frischer Trunk Leben! In raschem Tempo wechseln die Bilder, ein toller Wirbel! Und lauter Menschen von Fleisch und Blut und die kein Blatt vor den Mund nehmen. Da wie im Faust kommt Goethes kerniges kräftiges Urdeutsch zum Durchbruch. Die Leipziger Verbildung hat ihm nichts anhaben können (WuD S. 216). Grenzenlos aber ist die Wut des jungen Schiller gegen „dieses schlappe Kastratenjahrhundert, zu nichts nütze, als die Taten der Vorwelt wiederzukäuen, und die Helden des Altertums mit Commentationen (wissenschaftlichen Erläuterungen) zu schinden und zu verhunzen mit Trauerspielen. Da verrammeln sie sich die gesunde Natur mit abgeschmackten Conventionen . . . verdammen den, der nicht fleißig in die Kirche kommt und wenden kein Auge von dem Pfarrer, damit sie sehen, wie seine Perücke frisiert ist. Fallen in Ohnmacht, wenn sie eine Gans bluten sehen, und klatschen in die Hände, wenn ihr Nebenbuhler bankerott von der Börse geht. . . . Ich soll meinen Leib pressen in eine Schnürbrust und meinen Willen schnüren in Gesetze. . . . Mir ekelt vor diesem tintenklecksenden Säculum, wenn ich in meinem Plutarch lese von großen Menschen. Ah, daß der Geist Hermanns noch in der Asche glimmte! Stelle mich vor ein Heer Kerle wie ich, und aus Deutschland soll eine Republik werden, gegen die Rom und Sparta Nonnenklöster sein sollen" (Räuber). „Wir zwei wollen Genua zusammenschmeißen, daß man die Gesetze mit einem Besen aufkehren soll!" Eine Jugend, die glücklich war, wenn sie mit Fiesco rufen konnte: „Ich hab einen Tyrannen, ich hab einen Tyrannen!"

Wurde erst geweint, so wird nun geflucht. Auf die Wertherschwindsucht folgt der Räuberkoller. Gymnasiasten zogen in die böhmischen Wälder, um „ein freies Leben zu führen" und den — Kapitalisten das Fell über die Ohren zu

ziehen wie der Räuber Moor und seine Spießgesellen. Der Räuber, der Rebell, die Kindsmörderin, überhaupt der Verbrecher, das allein war der wahre Mensch! „Herzlosigkeit“ war bisher der schlimmste Vorwurf. Jetzt ist Herz gleichbedeutend mit Mut: „Ein beherzter Kerl.“ Vorher hatte man’s im Busen, jetzt hat man’s in der Brust. An die Stelle Sigwartscher Mädchen treten Machtweiber vom Schlage Adelheids, der Teufelin im Götz. Aber die ist noch zahm gegen viel wüstere Ausgeburten einer verhenkerten Phantasie. Liebe aber ist und hat zu sein heiße Leidenschaft. Mit den üblichen Ansichten von Ehe hat sie nicht das Geringste zu tun.

Was war aus den artigen Kavalieren geworden, die selbst ihre Eltern mit „Sie“ und „Teuerster Herr Papa!“ anredeten? Naturburschen, gelegentlich Kraftflegel, die jeden rasch duzten und „Bruder“ hießen. Freilich, die alten Patrizier und Adligen waren’s nicht mehr. Eine neue Generation war hochgekommen: das durch fleißige Arbeit allmählich wieder zu einigem Wohlstand gelangte Bürgertum[1]). Wenn eine Be-

1) Winckelmann wünschte „die Geschichte von ihrem freilich unvermeidlichen Unrecht zu befreien, nämlich dem Hinweggehen über den stillen menschlichen Wert“. Als er damit in Dresden einen Versuch machte, scheiterten seine Vorlesungen an der Schläfrigkeit des Dresdner Publikums. Der Geschichtschreiber wird immer, um seine Leser zu packen, geneigt sein, das Aufregende und Überraschende in der Geschichte hervorzukehren. Wir dürfen aber nicht vergessen, daß unter der von Stürmen, Kämpfen, Strömungen und Wirbeln aller Art bewegten Oberfläche eine verhältnismäßig unbewegte Tiefe ruht, oder mit einem andern Gleichnis, daß es außer Berggipfeln und Gebirgszügen (die man aber auch in der Darstellung auf dem Globus der Weltgeschichte überhöhen muß, damit sie in die Augen fallen) eine ganze Menge ebenes Land gibt. Solche Berggipfel sind Leibniz, Friedrich der Große, Klopstock, Goethe und Kant, solche Gebirgszüge Barock, Rokoko, Pietismus, Aufklärung, Empfindsamkeit, Sturm und Drang und Klassizismus, eine solche Ebene ist das breite Bürgertum, wie es in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts in Stadt und Land vorhanden ist. Man findet es in Schillers Glocke, Goethes Hermann und Dorothea und Chodowieckis Kupferstichen. Es besteht aus den höheren Schichten der Regierten, den kleinen Rentnern, besseren Handwerkern, mittleren Kaufleuten, Beamten, Lehrern und Geistlichen. Es freut sich harmlos der erlangten größeren Bewegungsfreiheit, lebt schlichter und anspruchsloser als vor ihm Adel und Patriziertum, trägt

völkerungsschicht anfängt sich zu überleben, tritt eine neue an ihre Stelle und ins Licht der Geschichte. Die Kultur er-

---

dunkles Tuch statt heller Seide und schwarzen Samts, ergötzt sich Sonntags bei geselligen Familienzusammenkünften, Tanz und Kegelspiel, im Klub oder im Kränzchen oder beim Picknick im Freien, in Kuchen- und Milchgärten, bei Gartenkonzerten oder im Theater, das noch ½ oder um 6 beginnt; die Männer unter sich in Zunft- und Gesellschaftshäusern, in Kaffee- und Bierstube; ist im allgemeinen fromm und kümmert sich — im allgemeinen — nicht um Politik. Zu Hause hat durchaus der Vater das Regiment, die Kinder werden hart, oft geradezu barbarisch erzogen, ohne Grundsätze, nach Lust und Laune und spazieren auf der Straße in steifer Kleidung vor ihren Eltern her. Das alte steife Zeremoniell hatte sich im ganzen aus den Hauptstädten in die Kleinstädte verkrochen und die Residenzler, die es vor 100 Jahren aufgebracht, machten sich über diese Provinzler lustig (vgl. Kotzebues „Deutsche Kleinstädter"). Gegen Ende des Jahrhunderts fängt das Bürgertum, immer mehr zu Wohlstand gelangt, an üppig zu werden und über die Verhältnisse zu leben. So sah manche Berlinerin oder Wienerin mehr auf ein seidenes Halstuch als auf ein gutes Hemd, mehr auf eine hübsche Mütze als auf ganze Schuhe. In München verzehrte man genau so viel Eier und Geflügel als in dem viel größeren Berlin. In Dresden hieß es: „Man sieht den Leuten auf den Kragen, nicht in den Magen." „O, mag mancher Vater denken, möchte doch auch bei uns, wie bei den Römern, ein Polizeigesetz vorhanden sein, worin allen Müttern verboten wäre, ihren Kindern vor dem 15. Jahre Silber oder Gold, Spitzen oder Blonden, taffetne Kleider u. dgl. zu geben, oder möchten sich patriotische Eltern zu einem so heilsamen Vorsatze freiwillig verbinden: Mit welchem Vergnügen würde dann der bekümmerte Vater auf seine zahlreichen Kinder herabsehen. Wir erschöpfen das Vergnügen ihrer besseren Jahre durch unsre unüberlegte Verschwendung, legen in ihre zarten Herzen den Samen der Eitelkeit, der dann rasch emporschießt. Eine Uhr war sonst für ein Mädchen so viel als ein Mann; jetzt gibt man sie ihr fast im Flügelkleide." Solche „Luxusgesetze" blieben nicht aus. 1779 wird den gemeinen Bürger- und Bauersleuten das Tragen von Gold, Silber, Sammet, Seide, brabanter Spitzen bei 5 Thaler Strafe verboten; werden in Kursachsen die Dorfgerichte angewiesen, darauf zu halten, daß die Kleiderpracht, „woran besonders das Weibsvolk auf dem Lande sich gewöhnen will, nicht überhandnehme, daß man mit den Kindtaufs- und Hochzeits-, auch guten Montags- und Kirmeßausrichtungen Maß halte, und daß kein Knecht und keine Magd andre als im Lande fabrizierte Tuche oder auch wollene, baumwollene oder leinene Zeuge trage." Der Aufwand bei Begräbnissen wurde untersagt, Josef II. verbot sogar die Verwendung von Särgen. Die Leichen sollten in einen leinenen Sack genäht werden! Bis um die Mitte des 19. Jahrhunderts bleibt das Bürgertum so: arbeitsam und vergnüglich, ehrbar und — spießbürgerlich.

hält sich in der Menschheit durch eine Art Dreifelderwirtschaft. Die eine Schicht (bez. die eine Rasse) ist abgeerntet, die andere trägt Frucht, eine dritte keimt. Es bleibe dahingestellt, ob dies der menschheitsökonomischen Weisheit letzter Schluß ist. Man kann den ganzen Prozeß auch mit dem Kreislauf des Wassers vergleichen.

Goethe setzte das Sturm- und Drangleben noch eine Weile am Weimarer Hofe fort. Ihm und dem Herzog machte es einen Mordsspaß, mitten in der Stadt mit Peitschen zu knallen und die Tanzböden und Schenken der umliegenden Dörfer burschikos-studentisch heimzusuchen. Statt des Kaffeehauses der Aufklärungs- und Rokokozeit suchte man jetzt die Kneipe, statt linder Mondscheinnächte Sturm, Wetter und Schneegestöber in der Wildnis und im Gebirge. Man lese Goethes Harzreise im Winter, Wanderers Sturmlied und das Charakterbild seines Herzogs in „Ilmenau“:

„Der Vorwitz lockt ihn in die Weite,
kein Fels ist ihm zu schroff, kein Steg zu schmal,
der Unfall lauert an der Seite
und stürzt ihn in den Arm der Qual.
Dann treibt die schmerzvoll überspannte Regung
gewaltsam ihn bald da bald dort hinaus,
und von unmutiger Bewegung
ruht er unmutig wieder aus.
Und düster wild an heitern Tagen,
unbändig ohne froh zu sein,
schläft er, an Seel und Leib verwundet und zerschlagen,
auf einem harten Lager ein.“

Goethe selbst gibt, sich dieser Jugendjahre voll Tumult und innerer Unruhe erinnernd, in Buch 19 von WuD (S. 650) eine gute Beschreibung: „Wenn einer zu Fuße, ohne recht zu wissen warum und wohin, in die Welt lief, so hieß

Erst mit dem Kapitalismus kommt der Typ des Großstadtmenschen, der nie Zeit hat, des Geschäftsmanns, der, wortkarg, freudlos und ernst, spart und rechnet, des selbstbewußten und willensstarken Arbeitgebers, Beamten, Offiziers und Politikers, der nach unten herrscht und befiehlt. Der Bürger um 1800 hatte seinen König und seine Nachbarn, aber keine Untergebenen, die ihm das Leben sauer machen und seinen Charakter stählen oder — verderben konnten.

das eine Geniereise, und wenn einer etwas Verkehrtes ohne Zweck und Nutzen unternahm, ein Geniestreich. (Darnach spricht man wohl von der Zeit der Kraftgenies, von der Geniezeit und noch heute, wenn auch in etwas verblaßter und verschobener Bedeutung, von Genies und genialen Kerlen). Jüngere lebhafte, oft wahrhaft begabte Menschen verloren sich ins Grenzenlose; ältere verständige (z. B. Friedrich der Große in seiner Schrift über die deutsche Literatur 1780 vgl. S. 67), vielleicht aber talent- und geistlose (z. B. Nicolai vgl. S. 127), wußten dann mit höchster Schadenfreude ein gar mannigfaltiges Mißlingen vor den Augen des Publikums lächerlich darzustellen."

Je weiter wir im Jahrhundert vorwärtsgingen, desto wärmer wurde es. Jetzt schien der Siedepunkt nahezu erreicht. Was sollte werden, wenn es so weiterging!

Aber auch an diesem Fieber ist die Menschheit damals nicht gestorben. Auch diese Bäume wuchsen nicht in den Himmel. Dafür sorgte erstens die Kritik. In einem Roman „Siegfried von Lindenberg" werden verschiedene Typen Originalgenies ins Komische verzerrt. Einer läuft ohne Hut, in langen Haaren und grünem Mantel herum. „Das Tier, das in dieser seltsamen Schale hauste, war ein Genie." Dafür sorgte weiter und wirksamer das gesunde Empfinden, dem das Krampfhafte dieses vielen Lärms um oft so gut wie Nichts durchaus zuwider war. Magister Laukhard weiß, so oft er irgendwas ausgefressen oder sich wieder einmal in ein Mädel verschossen hat, nicht wohin mit sich „vor lauter Sturm und Drang, wie Meister Klinger spricht" (ein Dichter, der mit seinem Drama „Sturm und Drang" der ganzen Bewegung den Namen gegeben hat, den sie noch heute in unsern Geschichtsbüchern trägt). Dafür sorgte, daß viele, die ihr bereits untreu geworden waren, zur Aufklärung zurückkehrten, sodaß der Königsberger Philosoph Kant, der übrigens zugleich die Philosophie von ihrem Größenwahn heilte, alles wissen und begründen zu können, im Jahre 1784 auf die Frage „Leben wir jetzt in einem aufgeklärten Zeitalter?" antworten konnte: „Nein! aber in einem Zeitalter der Auf-

klärung.“ Dafür sorgte endlich, daß sich große Lebenskünstler wie Goethe, Herder und Schiller bald hindurchrangen und den schäumenden gärenden Most in sich zu schönster Läuterung und reifster Klärung brachten, ohne doch auch nur — was wohl selbst den Größten unmöglich ist — für ihre Zeit die allgemeingültige Antwort auf die Frage nach dem Sinn des Lebens zu finden oder gar für alle Zeiten das letzte Wort in dieser ewigen Angelegenheit des Menschengeschlechts zu sprechen.

Weimar

Ganze Menschen, zu gleichen Teilen aus Leib und Seele, Kopf und Herz, Gefühl und Leidenschaft bestehend, nach Herders Ansicht im Greisenalter des Abendlandes nicht mehr zu erwarten, durch Goethe dennoch verwirklicht. Goethes Egmont, Beethovens Neunte Symphonie und Schillers Lied an die Freude. — Klaren Auges unter griechischem Himmel: Winckelmann, Öser; Goethe und Schiller in Weimar.

„Mensch sein zu dürfen!“ das ist es, worum Martin, der Mönch, den Ritter Götz beneidet. „Hier bin ich Mensch, hier darf ich's sein“, atmet Faust, der Doktor, selber mit auf, als er sich unter das Volksgetümmel am Ostertage mischt. „Ein Mensch zu sein“, das ist das Glücksgefühl, das uns Berufsmenschen im Tempel der Kunst überkommt, und was — nach Schillers Worten — die Schaubühne zu einer moralischen, d. h. zu wahrem Menschentum erlösenden Anstalt macht.

Und die anderen hatten nicht Menschen sein wollen? Hatte nicht beispielsweise die Aufklärung gerade darum so sehr der Vernunft gehuldigt, weil die Vernunft das Kennzeichen sei, das den Menschen vom Tier unterscheide? Aber waren diese Tugendhelden und witzigen Köpfe Menschen im vollen Sinne des Wortes? War es umgekehrt richtig, den Verstand zugunsten des Gefühls verkümmern zu lassen? Gehören zum Menschen nicht vielmehr Kopf und Herz,

Leib und Seele? Waren Pietisten und Aufklärer, Schäfer und Anakreontiker, Empfindsame und Sturm-und-Dränger nicht samt und sonders einseitige Spezialisten, Halb- und Viertelsmenschen gewesen, Meister in ihrem besonderen Fach, Virtuosen, die ein Instrument verblüffend, aber eben nur ein Instrument zu spielen verstanden, gelegentlich wie Narren, die — jeder seine eigene Kappe — lobten? Diese Fragen waren es, die von den Männern gestellt und zum guten Teil beantwortet wurden [1]), die im letzten Viertel des Jahrhun-

1) „zum guten Teil!" Haben sie nicht dazu verführt, daß durchs ganze 19. Jahrhundert die Arbeit der Hand in der allgemeinen Wertschätzung zu kurz kam? Gehört nicht auch die Hand zum Menschen? Eine geschickte Hand zum vollgebildeten Menschen? Ist es nicht höchste Zeit, daß — wie in der Neuen Schule in Hellerau — handwerkliche und wie in den meisten unserer Volkshochschulen kunsttätige Ausbildung in den Lehrplan aufgenommen wird? Weiter: Sind nicht auch Wille und Tatkraft von ihnen als Fähigkeiten von minderer Bedeutung verabsäumt worden, sodaß sie, als sie im Gefolge des Kapitalismus aufgerufen wurden, auf lange Frist von Egoismus und Materialismus mit Beschlag belegt wurden? Ferner: Kommt nicht ein „ganzer Mensch", eine runde, geschlossene Persönlichkeit um so leichter in Gefahr, selbstgenügsam sich der menschlichen Gesellschaft zu entziehen, unsozial zu fühlen, indes der Einseitige die anderen Mitmenschen schon aus Ergänzungstrieb suchen wird, wie der Geiger den Klavierspieler, wie — der Mann das Weib? Vgl. hierzu immerhin Schiller: „Tausend fleiß'ge Hände regen, helfen sich in muntrem Bund", „Immer strebe zum Ganzen, und kannst du selber kein Ganzes bilden, als dienendes Glied schließ an ein Ganzes dich an", „Selbstgenügsam willst du dem schönen Ring dich entziehen, der Geschöpf an Geschöpf reiht in vertraulichem Bund? Willst, du Armer, stehen allein und allein durch dich selber, wenn durch der Kräfte Tausch selbst das Unendliche steht?" („An einen philosophischen Egoisten" und sein Gedicht: „Die Geschlechter".) Endlich: Kann nicht auch ein Einseitiger ein „ganzer Kerl" sein? Vgl. hierzu doch Goethe: „Etwas recht verstehen und ausüben können gibt mehr innere Bildung als Halbheit im Hundertfältigen", „Übet den Geist an wenig, aber würdigen Stoffen", „Ach, was soll der Mensch verlangen? Ist es besser, ruhig bleiben? Klammernd fest sich anzuhangen? Ist es besser, sich zu treiben? . . . Eines schickt sich nicht für alle! Sehe jeder wie er's treibe, sehe jeder wo er bleibe, und wer steht, daß er nicht falle!" „So ist's mit aller Bildung auch beschaffen: vergebens werden ungebundne Geister nach der Vollendung reiner Höhe streben. Wer Großes will, muß sich zusammenraffen: in der Beschränkung zeigt sich erst der Meister, und das Gesetz nur kann uns Freiheit geben."

derts zusammen in Weimar lebten: Herder, Goethe und Schiller.

Herder, der älteste, 1744 im Ostpreußischen geboren, Sohn armer Eltern, lernt von früh auf, bis in seine Jünglingsjahre, wie Faust, das Leben nur aus Büchern kennen. Nächte durch liest und liest er und verzehrt sich doch vor Sehnsucht nach dem leibhaftigen, wirklichen Leben. Wie Rousseau vor ihm, litt auch er unsäglich darunter, daß „die ganze Wirklichkeit des gegenwärtigen Geschlechts bloß noch das Gedächtnis einer großen Vergangenheit war, in der das alles einmal wahr gewesen, Liebe und Leidenschaft und die unendliche Fülle der Sinnlichkeit, die so erschütternd aus den Büchern sprach; daß der ganze Wust von Wissen und Gelehrsamkeit, mit dem man sich schleppte und den man in der Schule aufspeicherte, tote Reste eines Daseins war, das man selber nicht gefühlt hatte und drum niemals recht verstehen konnte. Ein Greis lebt mit der bloßen Erinnerung, aber er hat doch einmal die Wirklichkeit des Lebens genossen. Jetzt war man alt, ohne jung gewesen zu sein“ [1]).

Er hat das für den armen Schullehrerssohn große Glück, in Königsberg studieren und zu den Füßen des großen Kant sitzen zu dürfen. Aber er verwünscht dieses Glück. In seiner Freizeit muß er unterrichten, um leben d. h. existieren zu können. Das Leben kommt wiederum zu kurz. Und doch: das Studium der Literatur und der Geschichte hat ihn dermaßen gepackt und fürs Leben verdorben, daß er jede freie Stunde ihm widmen muß, ob er will oder nicht.

Es ist ganz Sturm und Drang in ihm. Auch er begeistert sich für altnordische Dichtung, Shakespeare und alle ursprüngliche Volkspoesie, alles, was von des Gedankens Blässe noch nicht angekränkelt ist. Er sammelt diese Ur-

---

1) Nach Nohl, Herder. Einleitung zu seiner Ausgabe von Herders Werken. Dieselbe Empfindung hatte man in ganz Europa. Der Unabhängigkeitskampf Nordamerikas lenkte aller Blicke auf die „Neue Welt“. In trüber Vorahnung veröffentlichte damals der Engländer Gibbon seine Geschichte des Untergangs des römischen Weltreichs, die ähnliches Aufsehen erregte wie heute Spenglers „Untergang des Abendlandes“.

lieder, wo er sie findet, bei Dänen, Finnen, Serben und Indianern.

Aber er selbst dichtet nicht. Warum nicht? Er möchte schon und er wünscht nichts sehnlicher, als daß so urwüchsig echt noch gedichtet werden möchte. Aber er selbst ist eben von des Gedankens Blässe angekränkelt und mit ihm nach seiner Meinung alle seine Zeitgenossen. Das Studium der Geschichte sagt es ihm, daß die moderne Menschheit durch jahrzehnte-, jahrhundertlange einseitige Verstandeskultur ein für allemal für Dichten und überhaupt für ursprüngliches Leben: Sinnlichkeit, Empfindung und Leidenschaft verdorben ist.

Aller Sturm und Drang sei vergebene Mühe, heiße das Rad der Geschichte zurückdrehen wollen, sei ein letztes Aufflackern des Lebens vorm Verlöschen, rührend und lächerlich zugleich, wie wenn ein Greis tanzt und singt und mit Mädchen schäkert. Die Menschheit müsse sich in ihr Schicksal finden und lernen, mit Anstand alt zu werden. Im „philosophischen Zeitalter" seien keine poetischen Genies noch Männer der Tat mehr zu hoffen.

Und doch kann er sich bei dieser grausamen Einsicht nicht beruhigen. Alles, was jung in ihm ist, lehnt sich gegen das Alte in der Menschheit auf [1]). Vielleicht war das Leben nur verschüttet, und er war gekommen, es zu befreien, wachzuschreien, zu erlösen, die alternde Welt zu verjüngen!

Er wird, frühreif wie Goethe, mit 20 Jahren Prediger in Riga. Endlich keine Bücher mehr! Wirkung von Mensch zu Mensch! Er verkehrt in der Gesellschaft der Stadt, lernt die Frauen kennen, aber tausend ungeheure Pläne und Entwürfe lassen ihm keine Ruhe. Er möchte sich mit allen Organen an das wirkliche Leben klammern, aber er ist einer von den Weitsichtigen, die des Nahen und Gegenwärtigen nie recht ansichtig und habhaft werden können, deren Blick stets darüber hinaus und daran vorbei in ferne Räume der Zukunft und der Menschheit schweift. So zieht er sich, fühlend, daß er nicht hineingehöre, aus dem geselligen Leben

1) Vgl. die heutige Jugendbewegung.

zurück und versinkt wieder in seine stummen Bücher und seine einsame Schriftstellerei.

Da ergreift ihn plötzlich, wie Faust, aufs neue unbändige Sehnsucht nach dem Leben, und Amt und Freunde im Stiche lassend — geht er auf See, um er weiß selbst nicht wohin zu fahren.

Und an Bord, wie schwer fällt ihm sein verpfuschtes Leben auf die Seele! „Ich beklage mich", schreibt er in dem „Journal meiner Reise" (1770), „ich habe gewisse Jahre von meinem menschlichen Leben verloren; und lag's nicht bloß an mir, sie zu genießen? bot mir nicht das Schicksal selbst die ganze fertige Anlage dazu da? Leichte Studien gewählt, französische Sprache, Geschichte, Naturkenntnis, schöne Mathematik, Zeichnung, Umgang, Talente des lebendigen Vortrages zum Hauptzwecke gemacht — in welche Gesellschaften hätten sie mich nicht bringen können? wie sehr nicht den Genuß meiner Jahre vorbereiten können? Ich wäre nicht ein Tintenfaß von gelehrter Schriftstellerei, nicht ein Wörterbuch von Künsten und Wissenschaften geworden, die ich nicht gesehen habe und nicht verstehe; ich wäre nicht ein Repositorium voll Papiere und Bücher geworden, das nur in die Studierstube gehört. Ich wäre Situationen entgangen, die meinen Geist einschlossen und also auf eine falsche Menschenkenntnis einschränkten, da er Welt, Menschen, Gesellschaften, Frauenzimmer, Vergnügen lieber extensiv (in die Breite gehend), mit der edlen feurigen Neubegierde eines Jünglings, der in die Welt eintritt, und rasch und unermüdet von einem zum andern läuft, hätte kennen lernen sollen. Welch ein anders Gebäude einer andern Seele! Zart, reich, sachenvoll, nicht wortgelehrt, munter, lebend, wie ein Jüngling! einst ein glücklicher Mann! einst ein glücklicher Greis!"

Und unter flatterndem Segel und fliegenden Wolken philosophiert er, mehr: phantasiert er über „Himmel, Sonne, Sterne, Mond, Luft, Wind, Meer, Regen, Sturm, Fisch, Seegrund", Zeiten und Völker. Wo ist das Menschengeschlecht hergekommen, wie hängen Hebräer, Phönizier, Ägypter,

Perser, Araber, Chinesen, Griechen, Römer, Germanen zusammen? Wie steht es um Kindheit, Jugend, Mannheit und Alter der Menschheit? oder muß man sagen, jedes einzelnen Volkes? Ist nicht das eine Volk schon alt, während das andere noch jung ist? Eins sinkt, während das andere steigt? Und wie verschieden Rassen, Völker, Zeiten! Welcher Reichtum, welche Mannigfaltigkeit! Und doch überall Übergänge, fühlbare Zusammenhänge, kein Gesicht gleich dem andern, jedes dem anderen ähnlich! Ist es nicht, als habe sich Gott nicht genug tun können, und brauche Weltteile *und* Jahrtausende, um alle seine Gedanken, alles, was möglich und in dem Begriff Menschheit schlummernd enthalten ist, wach und wirklich werden zu lassen! Was folgt aber daraus für das einzelne Volk? Nicht, daß es seine besonderen Anlagen und Eigenschaften recht entwickeln müsse: Sprache, Sitten, Dichten und Trachten? *seine* Rolle spielen müsse? *seine* Stimme singen? *seine* Farbe bekennen? Und weiter: muß nicht ebenso der einzelne Mensch seine Eigenart entfalten? auf daß die große Symphonie, diese wahre Sphärenmusik so reich wie möglich an starken Tönen und klangvollen Akkorden werde! (wodurch z. B. das 18. Jahrhundert so reich an verschiedenen Stimmungen ist!) Wie falsch, alles auf einen Ton stimmen zu wollen, alle Menschen, Völker, Zeiten gleich zu machen (wie die Aufklärung wollte!). Die Welt so geflissentlich verarmen! Aber: so wird doch jeder einzelne Mensch, jedes einzelne Volk einseitig, Stückwerk, Teilmensch, Teilmenschheit? Und jene Sphärenmusik, wer, außer Gott, vernimmt etwas von ihr? Ja, so muß er, muß das Volk durch Anschauung und Verständnis einholen, was es durch die Einseitigkeit seiner Existenz verlor. Und so soll der Mensch *Mensch*, das Volk *Volk* sein und den Zwiespalt lösen: im Leben und Schaffen des hellen Tages einseitig sein, „Meister in der Beschränkung" nennt's Goethe (vgl. Anm. auf S. 139), denn „Einseitigkeit ist Kraft", ist aber eben auch „Schranke"; die aber überwunden wird durch Einbildungskraft und Erkenntnis, die dem Menschen gegeben ist, um ihn instand zu setzen,



„sich von diesem angeborenen und eingeflößten Eigensi einer zu singulären (besonderen) Lage loszuwickeln, u endlich ohne National- und Zeit- und Personalgeschma das Schöne zu kosten, wo es sich findet in allen Zei und allen Künsten und allen Arten des Geschmacks, übe von allen fremden Teilen losgetrennt es rein zu schmeck und zu empfinden. Glücklich, wer es so kostet! Er ist d Eingeweihte in die Geheimnisse aller Massen und aller Zei und aller Gedächtnisse und aller Werte; die Sphäre (d Bereich) seines Geschmacks ist unendlich wie die Geschichte der Menschheit, die Linie des Umkreises liegt auf allen Jahrhunderten und Produktionen (Schöpfungen) und er und die Schönheit steht im Mittelpunkt“[1]. Allem gerecht werden, ohne sich selbst aufzugeben, umgekehrt: Grieche (oder Deutscher) sein, ohne die anderen Völker für Barbaren, zu halten, bewußt und mit ganzem Herzen Bürger seines Zeitalters sein und doch über vergangene Zeiten nicht lieblos als über bloße Vorstufen aburteilen[2].

---

1) Hat es seitdem solche „ungebundene“ Geister gegeben? In unsern Tagen — mein ich — Lamprecht und Kayserling, deren Deutsche Geschichte und Reisetagebuch eines Philosophen für mich die Ausführung zu Herders „Journal meiner Reise“ bedeuten.

2) Hiermit kämpft Herder gegen die Aufklärung und gegen jede Rechthaberei überhaupt, als ob sich sämtliche Völker und Kulturen in eine Rangordnung bringen ließen, an deren oberem Ende womöglich die Gegenwart stünde. Wenn er nun seinerseits meint, man dürfe überhaupt nicht messen und vergleichen, alle Bäume, Tiere, Völker, Zeiten im Garten Gottes seien gleich gut und vortrefflich, so schießt er seinerseits in entgegengesetzter Richtung übers Ziel hinaus. Die Geschichte zeigt gewiß keinen gleichmäßigen Fortschritt oder Aufstieg, sie ist aber andererseits auch keine bloße buntscheckige Länderkarte, wo sich dann allerdings schlecht streiten ließe, ob Rot besser als Blau, Barock richtiger als Rokoko wäre, Goethe größer als Schiller? Sie ist ein Land mit vielen annähernd gleich hohen Bergen, dazwischen einer ganzen Reihe niederer (die aber dafür manchmal eine viel schönere Aussicht bieten oder aus anderen Gründen vorzuziehen sind), und daneben ausgemacht langweiliger oder durch unverständige Menschen geradezu verhunzter Strecken. Wir können nicht entscheiden, ob Pietismus oder Aufklärung, Empfindsamkeit oder Sturm und Drang „richtiger“ war. Wir fühlen uns aber sofort zu Zinzendorf, Lessing, Werther und den Räubern mehr hingezogen als zu jenen „faulenzenden Fräuleins“, zu Gottsched, zu den Sigwartschen Mäd-

Er will ein Buch schreiben darüber. Das erste Kapitel soll heißen — — Nein, er will kein Buch schreiben! Er will handeln! Nach seiner Rückkehr aus Riga eine glückliche Stadt machen, der Luther Livlands werden. Rußland ist noch jung, unverbraucht, aus Rußland kann noch ein neues Europa werden. Er will die Kaiserin für seine Ideen begeistern. Die Ukraine soll ein neues Griechenland werden — —

Das Schiff liegt vor Kopenhagen vor Anker. Soll er aussteigen und Klopstock kennen lernen? Ja, er will! Nein, er fährt weiter. An Holland vorüber und landet bei Nantes. Von da nach Paris! Mittelpunkt der Welt! Doch ach, wie klein und kläglich sind die Abgötter seiner ersten Studien in der Nähe besehen! Enttäuschung!

Er soll den Sohn des Lübecker Fürstbischofs nach Italien begleiten, sieht in Hamburg Lessing und Claudius, kommt über Darmstadt nach Straßburg, wo ihn ein altes Augenleiden zwingt zu bleiben, und hier trifft ihn der fünf Jahre jüngere, damals, 1770, also 21jährige Goethe. Und hier lernte Goethe die Gotik, Shakespeare und alles Urzeitlich-Große und Erhabene mit Herders Augen sehen. Bald darauf, in die kleine Residenz Bückeburg an den Hof des Grafen zu Lippe verschlagen, legt sich Herders Sturm und Drang, und er schreibt in einem Briefe an seine Braut: „Ich träume mir jetzt einen zweiten Teil von meinem Leben! Etwas davon muß wahr werden! Groß, gut und still!"

Er kam nach Weimar, und der zweite Teil seines Lebens hielt nicht, was der erste versprach. Gleich, als hätte er mit dem, was er im Schatten des Straßburger Münsters an Goethe tat, ein zweiter Johannes der Täufer, seine Mission erfüllt! Er ist nicht selbst in das gelobte Land menschlicher Vollendung gekommen. Das sollten nur die jüngeren betreten: Goethe und Schiller.

Goethe erlebt, nach den Jahren der Gärung, eine Zeit männlicher Schönheit und Kraft. Golden und glutvoll wie

---

chen und zu den Kraftgenies. Man soll nicht alles miteinander messen wollen, gewiß nicht, aber darum nicht auf das Vergleichen und Beurteilen überhaupt verzichten zu müssen glauben!

August leuchtet und wärmt die Sprache und flutet schwer und reich das Leben im Egmont[1])! Verhaltene Wucht, gebändigte Leidenschaft! „Kind, Kind, nicht weiter! Wie von unsichtbaren Geistern gepeitscht, gehen die Sonnenpferde der Zeit mit unsers Schicksals leichtem Wagen durch; und uns bleibt nichts als, mutig gefaßt, die Zügel fest zu halten und bald rechts, bald links, vom Steine hier, vom Sturze da, die Räder wegzulenken. Wohin es geht, wer weiß es? Erinnert er sich doch kaum, woher er kam!“ Es ist derselbe mächtige hochgemute Ton wie oft bei Shakspeare und wie er zu unserer Zeit am ehesten in Ricarda Huchs Liebesgedichten und Selma Lagerlöfs Gösta Berling anklingt: „Streitroß, Streitroß! sage, daß du die Trompetenstöße liebst, die dich zum Galopp verleiten, wenn du dir auch das Bein blutig reißt an dem Strick, der dich bindet.“ Er findet sich sonst bei Goethe in Gedichten, die innerlichst aufgeregt beginnen: „Es schlug mein Herz, geschwind zu Pferde!“ und dankbar, ausgesöhnt mit Gott und Welt enden: „Und doch, welch Glück! geliebt zu werden und lieben, Götter! welch ein Glück!“ Auch Schiller hat ihn, im Lied an die Freude, in den schweren Schlußstrophen des Siegesfestes und in der Glocke, und der Verfasser des „Grafen Donamar“, eines heute wenig gekannten Romans: „Die Wage des Guten und Bösen züngelt seit Ewigkeiten, und wen sein Jahrhundert in die eine oder andere Schale wirft, der kann nichts ändern und mindern.“ „Blumen blühen, liebe Friederike! Hurtig mit Händchen und Körbchen herbei! Hurtig gepflückt, aber kein Blümchen zerrissen! Die Zeit ist

---

1) Dieser Goethe muß uns, nach allem Vorigen, vorkommen, wenn der Vergleich erlaubt ist, wie ein Dreifarbendruck aus den drei Farben Frankfurt, Leipzig und Straßburg oder aus Vernunft, Empfindsamkeit und Sturm und Drang. Wie im Dreifarbendruck aus Gelb, Rot und Blau außer Gelb, Rot und Blau ganz neue Farben erscheinen, so ist auch der Egmont mehr als die bloße Summe von historischer Darstellung, wertherscher Zartheit und götzescher Leidenschaftlichkeit. Deswegen aber, weil die blaue Platte, die zu einem Farbendruck dient, an sich etwas Unvollkommenes ist, kann es sehr wohl vollkommene blaue, z. B. Gemälde auf Porzellan geben!

ein Augenblick und das Leben ein Lustspiel!“ „Welcher Wanderer, der des Landes kundig ist, bedarf der Heerstraße (z. B. der Ehe) zu seinem Wege?“ „Kindchen, im Stande der Unschuld brauchte man keine Weisheit und lernte man keine. Diesen Stand im Herzen haben, seitdem er auf Erden verloren ist, heißt nackend gehen nach der Sintflut.“ Auch bei ihm noch viel Sturm und Drang, der nach Taten begehrt und sich am wohlsten im Feldgeräusch fühlt: „Im Felde begreif ich anders als im Hörsaal, daß der Mensch, wenn er etwas sein will, auch etwas tun muß.“ „Die Zeit, wo man sich Luft machte mit seiner Faust und das Recht gegründet war in der Stärke des Arms, die Zeit war eine goldene Zeit gegen dieses gesittete Säkulum, wo nach Urteil und Recht auf dem Kopfe eines solchen Menschen ein Preis steht!“ Aber: „Ist nicht alles Vollkommene ein Ganzes? So auch der Mensch. Wer also eine menschliche Kraft auf Kosten der übrigen ausbildet, der ist ein Verstümmler. Darum, mein Seltiz, — ist der Krieg die beste Schule des Lebens.“ Gestehen wir's uns doch, daß auch über viele von uns, die wir über unserer einseitigen Berufstätigkeit unsere übrigen Anlagen und Fähigkeiten verkümmern lassen mußten, der 2. August 14 als eine Erlösung zu ganzem vollen Menschentum kam! —

Ich möchte diese hochgemute Stimmung die Stimmung der Weihe und heiligen Freude nennen. Sie hat den vollen Klang des Lautenspiels, Glut und Duft dunkelroter Rosen, Beethovens Neunter Symphonie mit Schillers Lied an die Freude! Doch ihre Dauer war nur kurz, wenn sie auch, oft freilich zu hohlem Pathos entartet, durchs 19. Jahrhundert bis auf unsere Gegenwart nie ganz verklungen ist. Es ist die innere Hoheit und männliche Haltung dem Leben und seinen Rätseln gegenüber, der nichts Menschliches und nichts Göttliches fremd ist, die den Sturm und Drang eben hinter sich hat und die wir eigentlich meinen, wenn wir an Goethe, etwa im Gegensatz zu Schiller denken. Es ist noch nicht die septemberhafte milde Reinheit und Klarheit, noch nicht der grenzenlos blaue Himmel, noch nicht die „edle

Einfalt und stille Größe", die überirdische Gelassenheit, mit der Goethe in Weimar und Italien den Tasso und die Iphigenie, Schiller, ohne freilich je zeitlebens die inneren Stürme ganz zum Schweigen zu bringen, die Braut von Messina oder über „Anmut und Würde" und über die „ästhetische Erziehung des Menschen" schrieb.

Und damit kommen wir zur — wenigstens für diesmal — letzten Strophe in dem Lied der Zeiten.

Römer und Griechen haben das ganze 18. Jahrhundert hindurch als Lebensvorbilder gedient und sind gelegentlich recht papageienmäßig nachgeplappert worden. Römische Besonnenheit (die sogenannte stoische Ruhe), Männlichkeit und Würde hatte auf Aufklärer, Friedrich den Großen, den Knaben Goethe (vgl. WuD S. 56) u. a., griechische, besonders athenische Leichtlebigkeit und Anmut, zum Teil freilich durch französische Operngläser gesehen, auf Anakreontiker, Wieland und Geßner, griechische Schönheit und Hoheit auf Lessing und Winckelmann, ja selbst auf den sonst allem Fremden und Undeutschen so abgeneigten Klopstock großen Eindruck gemacht. Winckelmann hatte mit ihrer Hilfe erstens den Schnörkelgeschmack des Rokoko (er war gerade in Dresden, als der Zwinger eben fertig war und die katholische Hofkirche gebaut wurde, indes er nach Italien reiste!), zweitens die verstandesdürre und frostige Aufklärung überwunden, ohne in das Gegenteil der Empfindsamkeit oder des Sturmes und Dranges zu verfallen. Seine schönheitsdurstige Seele hatte auf der Schule wie die Herders unter trockener Gelehrsamkeit und öder Vielwisserei gelitten: „Mit den Chimären (Schrullen) der Gelehrten wird der Anfang gemacht; es wird gehandelt von gelehrten Fürsten und gelehrten Schustern, von frühzeitigen, spätklugen und sehr altgewordenen Gelehrten; von solchen, die ohne Lehrmeister, die in Armut und die allzuviel studieren; von dem Recht, seine Studien zu wechseln, von unglücklichen und verkehrten, von reichen, freigebigen und musikalischen Gelehrten; von solchen, die ihre Zunge nicht zähmen konnten; von ihren Federkriegen und ihrer strafbaren Kuriosität (Sensationssucht);

von denen, die tugendhafte und gelehrte Kinder erzogen, die Freundschaft gehalten und die vielerlei Arten von Studien geliebt; von Gelehrten, die geadelt wurden, und die den Titel Magnus (der Große) erhielten." Er findet die Schulphilosophie öde wie den Ozean bei Homer — „eine Region, wo weder Ernte noch Weinlese stattfindet, Nichts für die Tenne, Nichts für die Kelter, Nichts für Geschmack, Herz und sinnliche Empfindlichkeit." Ihr ist „die Welt ein trefflicher Rohstoff zu Büchern". Er staunt, wie „doch Seelen, die so reich sind in der Erkenntnis so mannigfaltiger Dinge, dadurch nicht lebendiger und aufgeweckter werden; wie doch ein roher und gemeiner Kopf die Urteile der Erleuchtesten in sich beherbergen könne, ohne dadurch besser zu werden", wie noch wir staunen möchten angesichts mancher junger Leute, die sich neun Jahre und länger mit Griechen und Römern beschäftigt haben und alles andere als Römer oder Griechen geworden zu sein scheinen. Diesen Stubengelehrten fehlte jedes Verständnis für die Welt des Schönen, für Kunst. „Wie ist es möglich, daß ein Mann, der den Kopf voll gelehrter Würmer hat, an den subtilen (zarten) Strichen eines Malerpinsels Geschmack finden kann!" Sie waren nur Gehirn, also, — sollen wir Herz werden, rief Rousseau und riefen seine Jünger in Deutschland. Nein! Auge sollen wir werden, offene und klare Augen haben! Und mit offenen Augen maß er die Abgüsse griechischer Köpfe und Leiber, die zu seiner Zeit in Dresden noch in einem Schuppen „unter dem Scheffel" standen. und beschloß nach Italien zu fahren, um mehr davon zu sehen. Goethe hat, als er von Leipzig nach Dresden wallfahrtete, sie versäumt, aber mit ebenfalls weit offenen Augen im Heiligtum der Gemäldegalerie geweilt (WuD S. 276). Öser suchte auch ihn vom überkünstelten Rokokogeschmack zur schlichten Schönheit des Klassizismus (wie diese Geschmacksrichtung genannt wird, in Frankreich, wo sie nach dem Sturz des Königtums in der Revolution besonders Kleidung und Hausrat ergriff, Empire spr. Angpier, d. h. Kaiserreich, Zeitalter Napoleons) zu bekehren (8. Buch S. 267), und wenn Herder groß, gut

und still werden wollte, Schiller sich in die Welt der Griechen heimsehnte, so liebt Goethe in Frau von Stein „die edle Besänftigerin wilder Triebe“. „Sie sieht die Welt, wie sie ist, und doch durchs Medium der Liebe. So ist auch Sanftheit der allgemeine Ausdruck ihrer Züge“ und reist (17 Jahre nach Herders Flucht aus Riga) von Karlsbad aus über den Brenner nach Verona und Rom, nach Pompeji, nach Pästum, nach Sizilien und weitet Auge und Geist an der ruhevollen Größe antiker Bildwerke und Bauten. Was tat's, daß eben nur das Schönste und Erhabenste aus dem Altertum übriggeblieben war und daß wir heute auf Grund genaurer Kenntnisse sagen müssen, daß es auch in Athen und selbst zur Zeit seiner höchsten Blüte unter Perikles etwa viel Gemeines und Niedriges gab, was Goethe und Schiller nicht kannten oder gern übersahen. So war es doch ein schöner Traum, zu glauben, Reinheit und Schönheit hätten wirklich einmal auf Erden geherrscht und Künstler und Dichter vermöchten auch inmitten noch so rauher und mißtönender Gegenwart ihr Reich wieder zu errichten[1]).

Wenn wir in Weimar Goethe- und Schillerhaus betreten, ahnen wir, daß gegen Ende des Jahrhunderts in diesen „klassischen“ Räumen solch hoher Geist und solche schöne Menschlichkeit vorhanden war. Es war die letzte Lösung, die das 18. Jahrhundert auf der Suche nach dem wahren Leben geben sollte. Außerhalb Weimars wurde übrigens wenig genug davon verspürt (vgl. o. S. 96). Und in der Folgezeit verlor auch dieses Ideal bald an Glanz und Größe. Heranwuchs neue Jugend und jede Jugend geht ihre eigenen Wege. Wohl ihr, wenn sie sich dabei nicht zu eigensinnig auf ein Extrem verbeißt. —

Was werden Spätere einmal vom 20. Jahrhundert zu sagen wissen? Werden wir und unsre Kinder eine ähnliche Fülle der Gesichte und der Wunder erleben wie die ums Jahr 1720 junge Menschen waren oder in der Wiege lagen?

---

1) Vgl. Schillers Gedicht: „An die Freunde“ und „Der Antritt des neuen Jahrhunderts“.

Im Jahre 1720 waren Friedrich der Große und Rousseau 8-, Gellert 4-, Winckelmann 3jährige Knaben, Klopstock, Kant und Lessing wurden in den folgenden Jahren erst geboren. Der Kampf gegen die Fassadenkultur der oberen Zehntausend war bereits auf breiter Front in vollem Gange, um einer wackeren bürgerlichen Welt den gebührenden Spielraum zu schaffen und damit eine Zeit schönster Geistes- und Herzensbildung heraufzuführen. Wir werden uns nicht lumpen lassen! Ganze Geschlechter, die selber mehr oder weniger gut bestanden haben, sehen gespannt zu, wie wir unsere Sache machen. Sie sollen staunen! Unsere Zeit soll sich im Ring der Zeiten sehen lassen können! Die Erde soll nicht bloß darum, wie besessen, um die Sonne jagen, um möglichst bald das Jahr 2000 vollzukriegen! Das 20. Jahrhundert (das Land unserer Kinder!) erwartet, daß jedermann seine Pflicht tut!

Zeit

Fürsten und Kriege

1618—48 Dreißigjähriger Krieg
1648 Westfälischer Friede
1640—88 Der Große Kurfürst (Brandenburg)

1683 Belagerung Wiens durch die Türken
1689—1725 Peter der Große
1703 St. Petersburg gegründet

1688—1713 Friedrich I., seit 1701 König in Preußen
1643—1715 Ludwig XIV.

1694—1733 August der Starke, König von Polen

1701—14 Spanischer Erbfolgekrieg

1700—21 Nordischer Krieg
1717 Prinz Eugen vor Belgrad
1711—40 Karl VI., Kaiser

1713—40 Friedrich Wilhelm I. (Preußen)
1731 Vertreibung der Salzburger Protestanten

1740—86 Friedrich der Große

1742—45 Karl VII. }
1745—65 Franz I. } Kaiser
1740—48 Österreichischer Erbfolgekrieg
40—42 Erster }
44—45 Zweiter } schlesischer Krieg

1748—56 Aachener Friede

Männer

geb.
1646 Leibniz, 76 in Hannover . . . † 1716
1652 Liselotte, seit 71 am franz. Hofe . † 1722

1685 Bach, 1708 Weimar, 17 Köthen, 23 Thomasschule Leipzig . . † 1750
1685 Händel, seit 1712 in England . . † 1759
1694 Voltaire, 1750—53 Berlin . . . † 1778
1698 Bodmer-Zürich . . . . . † 1783

1700 Gottsched, 24 Leipzig . . . † 1766

1708 Haller-Bern, 36 Göttingen . . † 1777

1712 Friedrich d. Gr., 30 Fluchtversuch, 36—40 Rheinsberg . . . † 1786
1712 Rousseau-Genf, 41 Paris . . . † 1778

1715 Ewald von Kleist, fällt bei Kunersdorf 1759

1715 Gellert, 41 Leipzig, 60 Begegnung mit Friedrich d. Gr. . . . † 1769

1717 Winckelmann, 48 Nöthnitz, 55 Rom, wird ermordet Triest . . . 1768
1719 Gleim, 43 Hallescher Freundschaftsbund mit Uz und Götz, seit 47 in Halberstadt . . . . . . † 1803

1723 Basedow, 53 Ritterakademie Sorö (Dänemark) . . . . . † 1790
1724 Kant-Königsberg . . . . . † 1804

1724 Klopstock, 39 Pforta, 45 Jena, 46 Leipzig, 50 bei Bodmer, 59 Kopenhagen . . . . † 1803
1729 Lessing, 48 Berlin, 67 Hamburg, 70 Wolfenbüttel, 76—78 Ehe mit Eva König . . . . . . † 1781

afel

Taten und Werke		Eigene Einträge
gaus Sinngedichte	1638—54	
·itz Gedichte	1625—41	
ul Gerhardts Streit mit dem Großen Kurfürsten	1664	
ste deutsche Monatsschrift	1688	
iatische Banise	1689	
ınckes Hallesche Anstalten gegr.	1695	
nelons Telemach	1698	
ibnizens Akademie der Wiss. in Berlin	1700	
nitz' Gedichte	1700	
stes Meißner Porzellan auf der Leipziger Messe	1709	
r Zwinger in Dresden	1711—22	
ectator, erste moral. Wochenschrift	1711	
binson	1719	
dmers Discourse der Mahlern	1720	
ockes Irdisches Vergnügen in Gott	1721 ff.	
·rrnhut gegründet	1722	
chs Matthäuspassion	1729	
›ttscheds deutsche Gesellschaft in Leipzig	1729	
ıllers „Alpen"	1729	
›ttscheds „Sterbender Cato"	1732	
ste deutsche Freimaurerloge in Hamburg	1733	
rbrennung des Hanswurst in Leipzig	1737	
iedrichs Antimacchiavel	1739	
schafft die Folter ab	1740	
ruft Wolff nach Halle zurück	1740	
Toleranzedikt	1740	
indels Messias	1741	
:udietendorf gegr.	1742	
iedrichs Fürstenspiegel	1744	
eims „scherzhafte Lieder"	1744—45	
:llerts Schäferspiele	1745	
„ Fabeln	1746	
opstocks Messias 1.—3. Gesang	1748	
›dmers Ausgabe der Minnesänger und des Nibelungenlieds	1748—58	
›mpeji entdeckt	1748	
·eists „Frühling"	1749	
›usseau über „Wissenschaften und schöne Künste"	1750	
ottscheds „Anmutige Gelehrsamkeit"	1751—62	
:ssings „Kleinigkeiten"	1751	
'inckelmann „Nachahmung der griech. Werke in der Malerei und Bildhauerkunst"	1755	
'ielands Empfindungen eines Christen	1755	

1756—63 Siebenjähriger Krieg

1755 Erdbeben zu Lissabon
1771—72 Teuerung und Hungersnot

1773 Aufhebung des Jesuitenordens

1740—80 Maria Theresia } in Österreich
80—90 Joseph II. } in Österreich

1765—90 Joseph II., Kaiser
1733—99 Karl Theodor von der Pfalz
1737—93 Karl Eugen von Württemberg
59 Moser auf dem Hohentwiel

1775—1828 Karl August von Sachsen-Weimar
1772 Erste Teilung Polens
1775—83 Nordamerikanisch. Unabhängigkeitskrieg

1715—74 Ludwig XV.

1774—92 Ludwig XVI.

1789—93 Französische Revolution

1793 Ludwig XVI. hingerichtet

1730 Geßner-Zürich . . . . † 1787
1732 Haydn . . . . † 1809
1733 Wieland, 52 bei Bodmer, 60 Biberach, 69 Universität Erfurt, 72 Weimar, 98 Osmannstedt . . . . . † 1813
1744 Salzmann . . . . † 1811

1744 Herder, 62 Königsberg, 64 Riga, 69 Reise nach Nantes, 70 Straßburg (Goethe), 76 Weimar . . † 1803
1747 Bürger . . . . † 1794
1749 Goethe, 59 die Franzosen in Frankfurt, 64 Krönung Josephs II., 65 Leipzig (67 Dresden), 68 Frankfurt, 70 Straßburg-Sesenheim, 72 Wetzlar, 75 Weimar, 79 Schweizerreise (Begegnung mit Schiller, Lavater, Bodmer), 86—88 Italien, 92 Kampagne in Frankreich . . . . † 1832

1756 Mozart-Salzburg . . . . . † 1791

1759 Schiller, 73 Karlsschule, 82 Flucht nach Mannheim, 85 Leipzig-Gohlis bei Körners, 85 Dresden-Loschwiz, 87 Weimar, 89 Jena . . . . † 1805

1770 Beethoven . . . . † 1827

ſeßners Idyllen 1756
ſellerts geistliche Oden und Lieder . 1757
ſleims Grenadierlieder 1758
ſousseaus „Neue Heloise“ 1759
„Gesellschaftsvertrag“ 1762
„Emil“ . . . .
ſedichte der Karschin 1763
Winckelmanns Geschichte der Kunst des Altertums 1764
Wielands Don Silvio 1764
Shakespeare-Übersetzung . . 1762—66
Goethes Laune des Verliebten . . 1765
Joseph II. öffnet den Prater . . . 1766
Lessings Laokoon 1766
Mösers patriotische Phantasien . . 1766 ff.
Ramlers Oden 1767
Lessings Minna von Barnhelm . . 1767
Herders Journal meiner Reise . . 1770
Von deutscher Art und Kunst 1770
Der Göttinger Hain 1772
Klopstocks Messias beendet . . . 1773
Goethes Götz von Berlichingen . . 1773
Werther, Clavigo (Egmont) . 1774
Herders Stimmen der Völker . . 1774
Basedows Elementarwerk
Philanthropin zu Dessau gegr. . 1774
Bürgers Lenore 1774
Millers Sigwart 1776

Lessings Nathan der Weise 1779
Friedrich d. Gr. „über die dt. Literatur“ 1780
Josephs II. Toleranzpatent . . . 1781
Aufhebung der Leibeigenschaft .
Kants Kritik der reinen Vernunft . . 1781
Schillers Räuber 1781
Wielands Oberon 1781
Voß' Odyssee 1781
Schillers Fiesco 1783
Goethes „Ilmenau“ 1783
Schillers Kabale und Liebe 1784
Die Schaubühne als eine moralische Anstalt betrachtet . . 1784
Salzmann gründet Schnepfenthal . . 1784
Kant „Was ist Aufklärung?“ 1784
Mozarts Figaro 1785
Schillers Lied an die Freude . . . 1785
Herders Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit . . 1784—91
Mozarts Don Juan 1787
Goethes Iphigenie 1787
Egmont 1787
Schillers „Götter Griechenlands“ . . 1788
Graf Donamar . . . . 1791—93
Magister Laukhard . . . . . . 1792—95
Schillers „Ästhetische Erziehung“ . 1794
„Spaziergang“ 1795
Kant „zum ewigen Frieden“ 1795
Goethes Hermann und Dorothea . . 1796
Haydns Schöpfung 1797
Schillers Wallenstein und Glocke . . 1799
Braut von Messina . . . 1802
Tell 1804
Goethes Wahrheit und Dichtung . . 1810 ff.

Namen- und Sachverzeichnis

A. = Anm., f. = und die folgende, ff. = und die folgenden Seiten

Druck von Friedrich Andreas Perthes A.-G. Gotha.

Das Unternehmen, in hand … fremder Länder
us der Feder vorzüglicher S … grüßen, zumal
enn dabei ein so treffliches … olkserziehung.



Perthes Kleine Völker- und Länderkunde

zum Gebrauch im praktischen Leben

Die Sammlung bietet:

die Darstellung der natürlichen, politischen und kulturellen Entwicklung auf landeskundlicher Grundlage; eine ausführliche, reichen praktischen Stoff verwertende Würdigung des gegenwärtigen Zustandes des Staates, der Wirtschaft und Gesellschaft; Karten und Tabellen

Bis jetzt liegen folgende von der Fachkritik sehr gut beurteilte Bände fertig vor:

Band 1: **J. Pokorny,** Irland . . . . . . M. 8.—
Band 2: **O. v. Dungern,** Rumänien. . M. 8.—
Band 3: **F. Arnheim,** Schweden . . . M. 8.—
Band 4: **E. Zivier,** Polen . . . . M. 10.65
Band 5: **A. Emin,** Türkei . . . . M. 8.—
Band 6: **E. Kunzer,** Bulgarien . . . . M. 8.—
Band 7: **E. Erkes,** China . . . . M. 8.—

In Vorbereitung befinden sich:

Argentinien / Canada / Griechenland / Ungarn
Jugoslavien / Tschecho-Slovakei / Deutsch-Österreich / Schweiz

Verlag Friedrich Andreas Perthes A.-G. Gotha